S
179
-5-

Stadtbibliothek
Augsburg

Stetten'sche Bibliothek

Bibliothek

der

Romane.

Fünfter Band.

Berlin 1780.

bey Christian Friedrich Himburg.

I.

Ritter-Romane.

Ogier von Dännemark.

Die Stunde, in der Ogier geboren wurde, war die Todesstunde seiner Mutter; sie starb, indem sie ihm das Leben gab. Was sein Vater dabey empfand, war ein Gemisch von ganz entgegengesetzten Empfindungen, von Freude über die Geburt eines Sohnes, und von Schmerz über den Verlust der Mutter.

Einstens in der Nacht, als das Kind in seiner Wiege ruhig schlummerte, erschienen im Zimmer sechs schöne prächtig gekleidete Damen, zum großen Erstaunen der Weiber, die bey dem Kinde wachten. Es waren freundliche wohlthätige Feen. Sie umgaben die Wiege; eine nach der andern nahm den kleinen Ogier in die Arme, drückte ihn an ihr Herz, und gab ihn denn ihre Gefährtin in die Hände, nachdem sie ihn zuvor mit einer herrlichen Eigenschaft beschenkt, oder ihm ein besonderes Glück versprochen hatte. Die erste

von ihnen, Gloriande, gab ihm die Versicherung, er sollte der stärkste, tapferste und kühnste Ritter seiner Zeit werden; die zwote, Palestine, sagte, es sey nicht genug an Muth und Stärke, wenn man nicht oft Gelegenheit habe, beydes zu zeigen; sie stünde also dafür, daß Ogier die schönsten Gelegenheiten, Rühm zu erwerben, finden sollte: die dritte, Faramunde, versicherte, sie wolle die Geschenke ihrer Schwester erst vollkommen machen; Ogier solle im Krieg niemals, wenigstens nicht tödlich verwundet werden können, und in keinen Kampf sich einlassen, ohne den Sieg zu erkämpfen; doch sollt' es ihm sein ganzes Leben hindurch verborgen bleiben, daß ihm dieser Vorzug eigen sey, und immer sollt' es scheinen, als hätt' er jeden glücklichen Erfolg, den ihm der Schutz der Feen gewähren würde, blos seiner Tapferkeit zu danken. Jezt nahm die vierte Fee, Meliore, das Wort: „Ihr habt blos „darauf gedacht, sagte sie zu den drey ersten, aus „diesem Kind einen Helden zu machen; ich aber, „ich will es auch zu einem liebenswürdigen Manne „bilden; männliche Schönheit, edle Gestalt und „einnehmender Witz sey also das Geschenk, das „ich ihm gebe.“ — „Ha! liebe Schwester, „rief in dem Augenblick die fünfte Fee, Persine, „indem sie den kleinen Ogier Melioren aus den „Armen nahm, es bleibt ihm also nichts mehr

„übrig,

„übrig, als daß er sicher zu gefallen sey, weil er
„dessen immer würdig seyn soll? Gut! ich will al-
„so, daß das Feuer der Liebe leicht in seiner See-
„le entstehe; daß er kein Mädchen lieben könne,
„ohne daß sie auch für ihn empfinde; daß er es
„immer denen danke, die ihn lieben werden.“ —
Es war nur noch eine Fee übrig, Morgagne,
die Schwester des guten Königs Artus, der zu
Zeiten Faramunds, vierhundert Jahr vor Karl
dem Grossen lebte. Nichts destoweniger war sie
die jüngste und schönste unter den sechs Damen.
Noch immer schien sie in der ersten Blüthe der
Jugend zu lächeln, und mit ihren natürlichen Rei-
zen, die niemals veralten konnten, verband sie eine
vierhundertjährige Erfahrung in der Kunst der Ko-
ketterie. „Ich dank' euch, meine Schwestern,
„sagte sie zu den übrigen Feen, ich dank' euch
„für all das Gute, das ihr diesem lieben Kinde
„zugesagt habt; ich werde dabey gewinnen, denn
„dieses ist mein Wille: wenn er nun allen Ruhm
„erworben hat, dessen ein Held nur fähig ist, wenn
„er nun lang genug an den glänzendesten Höfen,
„in den schönsten Ländern Europens und Asiens
„von Meliorens und Persinens Geschenken
„Gebrauch gemacht hat, denn komm' er zu mir,
„um alle Lorbeern, alle Myrthen, die er gesammelt
„haben wird, zu meinen Füssen niederzulegen; ich
„sey der Lohn für seine Siege und Eroberungen;

„mit mir theil' er die Jugend und die Freuden, „deren Besitz in meiner reizenden Wohnung mir „auf Jahrhunderte gesichert ist, daß wir da beyde „der ganzen übrigen Welt vergessen.“

Vielleicht that es den ersten fünf Feen leid, daß sie dem kleinen Ogier nicht eben das Versprechen, wie Morgagne gegeben hatten. Indessen war jezt der feyerliche Auftritt vorüber; die Feen verschwanden, und das Kind lag wieder in der Wiege, von seinen Wärterinnen umgeben.

Ogier nahm hierauf mit jedem Tage an Stärke und Annehmlichkeiten zu. Er wurde sehr gut erzogen, und genoß bis ins zehnte Jahr den Unterricht, den ihm sein Vater in Dännemark geben lassen konnte. Um diese Zeit aber ward Gottfried durch eine sehr verdrießliche Begebenheit gezwungen, unsern Helden nach Frankreich zu schicken. Karl herrschte damals im Occident mit dem größten Ruhm; eine lange Reihe von Siegen hatte ihn zum mächtigsten Monarchen der Christenheit gemacht; ganz Europa war ihm unterthan oder ging doch von ihm zu Lehn, — wenigstens glaubt' er es so, — als man ihn bemerken ließ, daß Gottfried sich in Dännmark so betrage, wie ein unabhängiger Fürst, der von niemanden etwas hat, als von Gott und seinem Schwerd. Hierüber ward der Kayser um destomehr aufgebracht, da

Doolin, Gottfrieds Vater, gegen das Ende seines Lebens ihm ehrfurchtsvoll ergeben gewesen war, und wenigstens wegen der Grafschaften Maynz und Vaucler ihm jederzeit Treue geschworen hatte. Er ließ also den Dänenkönig auffordern, die nämliche Pflicht gegen ihn zu erfüllen. Gottfried weigerte sich anfangs, und ließ sogar die Abgeordneten seines Lehnsherrn mißhandeln, aber man stellte ihm die Folgen seines Betragens, welches ihm nothwendig die ganze Macht der fränkischen Monarchien auf den Hals ziehen müßte, so lebhaft vor, daß ers bereute, und sich dazu verstand, Karln um Gnade zu bitten, wofern er nur in Dännemark ruhig gelassen würde. Karl bewilligte dieses, und verlangte nur noch von ihm, er sollte seinen Sohn Ogier nach Paris schicken, damit er da erzogen und unterrichtet werden, zugleich aber auch zum Geißel und Bürgen für die Treue seines Vaters dienen könnte. Gottfried ließ sich diese Trennung von seinem ältesten Sohn um desto eher gefallen, da er sich seit einigen Jahren wieder mit einer Prinzeßin vermählt, und aus dieser Ehe einen zweyten Sohn hatte, den wir unter dem Namen Guyon aus Dännemark eine nicht unbedeutende Rolle in dieser Geschichte werden spielen sehn.

Ogier genoß also länger als vier Jahre den Unterricht des gelehrten Alkuins und des liebens-

wür-

würdigen Egüchards, der beyden Lieblinge Karls des Großen, die in Paris die sieben freyen Künste lehrten; auch macht' er sich in allen Leibesübungen vollkommen. Als aber nach einiger Zeit Gottfried eben so gut seinen Sohn als die Lehnspflicht gegen den Kayser vergessen zu haben schien, wurde Karl aufs neue gegen ihn aufgebracht, und fand es für gut, den jungen liebenswürdigen Ogier, dem er doch übrigens gar nichts vorzuwerfen hatte, zu entfernen, und enger einzuschränken. In dieser Absicht schickt' er ihn nach dem Schloß Saint-Omer in Artois, welches im Grund eine Art von Verbannung war. Auch würde Ogier in diesem Schloß einen sehr traurigen Aufenthalt gefunden haben, wenn nicht die Annehmlichkeiten seiner Gestalt und seines Geistes ihm einige Linderungen verschaft hätte, die anfangs ihn nur zerstreuten, zuletzt aber seinem Herzen sehr wichtig wurden. Der Schloßhauptmann war ein alter verständiger Ritter, und seine Frau Beline eine jener sanften weichgeschaffnen Seelen, die keine Ungerechtigkeit und kein Ungemach ohne Rührung sehen können, auf deren Mitleid die unglückliche Jugend vorzüglich geltende Ansprüche hat. Sie hatten eine einzige Tochter, ohngefähr von Ogiers Alter, ein holdes Mädchen von einer sanften einnehmenden Gestalt, und eben so gut als schön. Weit

ent-

entfernt, die Befehle des Kaysers nach aller Strenge zu vollziehn, bemühten sich beyde, dem Prinzen sein Gefängniß so angenehm als möglich zu machen, und verschaften ihm alle Ergözlichkeiten, die sich in einer solchen Einschränkung schmecken lassen. An das Schloß stieß ein großer wohlangelegter Garten, durch den sich ein klarer Bach in mannichfaltigen Krümmungen schlängelte. In diesen Garten umher zu wandern hatte der junge Ogier volle Freyheit, und seit ihren Kinderjahren war die unschuldige Elisene gewohnt, ihn mehr als einmal des Tages zu durchlaufen. Jezt waren beyde die meiste Zeit im Innern des Schlosses bey ihren Aeltern zusammen, und man konnte sie nicht hindern, in den Schattengängen des Gartens sich wieder zu finden. Ihre Jugend, ihre Unschuld, ihre Sanftmuth schienen Gründe genug zu seyn, von ihren häufigen Tete-a-Tete nichts zu besorgen; inzwischen hätten doch scharfsichtigere Aeltern vielleicht nicht so viel Nachsicht gehabt. Obgleich Ogier weit mehr Kenntnisse als Elisene hatte, indem er von Alkuin in der Physik unterrichtet worden war, so nahm er doch fast immer ihre Meynung an, wenn sie über alles, was sie sah, muthmaßte, zu errathen suchte, und sich endlich kleine Systeme zusammensezte. Er wagt'es nicht, ihr im geringsten zu widersprechen, denn er be-

mühte sich schon, ihr zu gefallen. Bisweilen that sie an ihn Fragen, die er zu beantworten sich nicht getraute; statt dessen ward er roth, und denn schlug sie, ohne zu wissen warum? die Augen nieder, und erhob sie wieder auf ihn mit einem zärtlich-schmachtenden Blick. Ein Schmetterling oder jedes andre Insekt, das ihnen aufstieß; die Liebkosungen der girrenden Turteltauben, beschäftigten sie stundenlang. Ogier kletterte auf die Bäume, um für Elisenen kleine Vögel aus den Nestern zu hohlen, und sie sah ihn aufmerksam und theilnehmend hinauf- und herabsteigen. Sie lief den Schmetterlingen nach, fiel zuweilen mit Vorsaz, und Ogier hob sie besorgt und zärtlich wieder auf. Ein kleines Reh war abgerichtet, ihr auf jedem Schritt zu folgen, nahm sein Futter nur aus ihrer oder Belinens Hand, und wich niemals von Elisenen, wo sie auch umherwanderte. Eines Tages, als es so vor ihr her hüpfte, indem sie ihren Ogier bey der Hand hielt, stürzte ein Wolf, der durch eine Oefnung in der Mauer in den Garten gekommen war, auf das liebe Thierchen zu. Elisene that einen lauten Schrey; Ogier aber lief auf den Wolf los, ohne zu bedenken, daß er keine Waffen hatte. Jezt richtete sich Elisenens zärtliche Besorgniß auf einen ganz andern Gegenstand; jezt sah sie nur seine Gefahr, und ward

nicht

nicht eher ruhig, als bis Ogier mit einem schon nervichten Arm den Wolf von hinten packte, und über den Reh hinwegriß, dann einen Stein ergriff, und ihm den Kopf damit einschlug, so daß Blut und Gehirn davon bis auf Elisenens Kleider sprützten. Elisene war so entzückt über den Sieg ihres jungen Freundes, daß sie ihm sich in die Arme warf, und ihn lebhaft umarmte. Welche Gefühle enthüllten sich nicht dadurch in ihrer Seele bey dieser Umarmung! Sie sahn sich zärtlich an und mit einiger Verwirrung bey Elisenen, als sie auf Ogiers Brust Blut fließen sah; der Wolf, den er erdrückt hatte, war nicht vermögend gewesen, ihn zu beißen, hatte ihn aber doch mit seinen Krallen gerissen. Das holde Mädchen weinte, untersuchte selbst die Wunden ihres jungen Freundes, verband sie mit eignen Händen, die er tausendmal küßte, und beredete ihn, mit ihr an den Bach zu gehen, wo sie ihm die Wunden auswusch. Es war keine Gefahr dabey, und ihre Besorgniß darüber verschwand; aber auf die zärtliche Sorgfalt, die sie ihm erwies, und er von ihr annahm, folgten bald sehr lebhafte Bewegungen in ihren Seelen. Ein anderer Umstand machte sie beyde nicht wenig verlegen. Elisenens Kleider waren mit Blut des Wolfes sowohl als mit Ogiers seinem besprützt. Das arme Mädchen fürchtete, ihre Mutter mögte,

wenn

wenn sie so vor ihr erschiene, mit ihr zanken, daß sie sich dem Wolfe zu sehr ausgesetzt hätte; sie wollte also ihre Kleider waschen, und zog sie aus, ohne zu bedenken, daß sie Ogiern Schönheiten sehen ließ, deren Werth ihr noch selbst unbekannt war. Unser Held fühlte ihre ganze Würkung; er betrachtete sie, staunte, ward entzückt, — siegte. Der Angriff war lebhaft, der Widerstand schwach; kaum wußten beyde, er, was er verlangte, sie, was sie ihm abstritt. Morgagne, die in einem magischen Spiegel, der in einem Schlafzimmer des Schlosses Avalon hieng, alles sah, was ihrem Liebling Ogier begegnete, sah auch lezt, daß dieser Tag für ihn ein Tag des Sieges sey, daß er fast in ebenderselben Stunde seinen ersten Lorbeer im Kampfe mit dem Wolf, und seinen ersten Myrtenzweig in Elisenens Armen gebrochen hatte. Sie lächelte, als sie ihn die doppelte glänzende Laufbahn beschreiten sah, die Bahn des Ruhms und der Liebe, auf welcher leztern sie nach dem Schluß des Schicksals ihm den Siegeskranz reichen sollte.

Ogier und Elisene kamen nun zurück ins Schloß, und diese wurde weit besser empfangen, als sie's erwartet hatte. Die Begebenheit mit dem Wolf machte dem jungen Helden sehr viel Ehre, und seine süße Freundin kam ohne Ver-

weis davon. So war nun der erste Schritt gethan, die ersten Schwierigkeiten waren nun gehoben, und hierauf verflossen ihnen noch sechs Monate in der schönsten Eintracht und ungetrübter Wonne. Eben das Gefühl, das sie sich zu lieben gelehrt hatte, sagte ihnen auch, was sie thun müßten, um ihre Liebe geheim zu halten. Ogiers Gefangenschaft war also für ihn ein sehr angenehmer Aufenthalt geworden, als der gute Herzog Naimes von Bayern, ein alter Freund seines Großvaters, nach Saint Omer kam, um ihn von da hinweg zur Begleitung Karls des Großen auf seinem Zuge nach Italien abzurufen.

Karl hatte erfahren, daß die Sarazenen auf den Küsten von Neapel gelandet und bis Rom vorgedrungen wären. Sie hatten sich auch dieser Stadt schon bemächtigt, und den Pabst nebst den Cardinälen daraus vertrieben. Diese waren nach Sutri geflüchtet, von da aus sie Kouriere auf Kouriere an den Kayser abschickten, um ihn zu bitten, daß er ihnen zu Hülfe kommen mögte. Der Kayser, der jezt über die Alpen gehen wollte, war beynahe entschlossen, um den König von Dännemark, gegen den er gegenwärtig nichts unternehmen konnte, wegen seiner Felonie zu bestrafen, den jungen Ogier mit der äussersten

Strenge zu behandeln; allein der Herzog Naimes stellte ihm vor, er würde weit gerechter, weit edler verfahren, wenn er den Jüngling mit sich nähme, und ihn bey dem Heere zu nützlichen Diensten gebrauchte. Diesem Rathe folgte denn auch der Kayser, und Herzog Naimes selbst machte sich auf, um es dem jungen Helden zu verkündigen, der zwar sehr ungern von seiner Elisene schied, aber doch nicht wagte, seinen Kummer merken zu lassen, weil es drauf ankam, daß er den Ruhm entgegen eilen sollte.

Die Sarazenen, die Rom eingenommen hatten, führte Corsuble, Admiral von Aegypten an. Ihn begleitete ein Sohn eben des Dänischen Königs Dannemont, den ehedem Doulin erlegt hatte; aber der furchtbarste von allen Bundesgenossen des Admirals war der junge und tapfere Caraheu, König von Tunis, der von dem Numidischen König Masinissa abzustammen vorgab, und aus diesem Grund gegen Rom und seine Bewohner, einen tödtlichen Haß hegte.

Bey seiner Ankunft in Italien ward der Kayser von selbst mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, und beschloß, die Sarazenen ohne den mindesten Zeitverlust anzugreifen, ehe sie noch durch Eroberung des Kapitols, das sich noch vertheidigte,

die Hauptstadt der Christenheit gänzlich in ihre Gewalt bekämen.

Ogier begann seinen ersten Feldzug als bloser Knappe des Herzogs Naimes, und trug die Waffen dieses alten ehrwürdigen Ritters, der den Nachzug des Heeres kommandirte. Bey dem Vortrupp sah man das Panier der Franken, die furchtbare Fahne, die gleich der heiligen Flasche vom Himmel gekommen, und dem fränkischen Heer eben so ehrwürdig war, wie jene dem ganzen Volk der Franken. Ein Lombard, Allori, hatte das rühmliche Amt, sie zu tragen, allein er zeigte bald, daß er diese Ehre nicht verdiente. Die beyden Heere begegneten sich auf halbem Wege von Sutri nach Rom, und die Ungläubigen thaten den ersten Anfall mit solcher Hitze, daß die ersten Haufen der fränkischen Reuterey zum Weichen gebracht wurden, und das ganze Heer mit Schaam und Verzweiflung die heilige Fahne sinken sahe. „Mein „Schwerd! meine Lanze!“ rief Herzog Naimes, und eilte dahin, wo sie in Gefahr war. Ogier wollte ihm folgen, aber sein Pferd war nicht rasch genug, und er mußte deswegen ziemlich weit zurückbleiben. Herzog Naimes begegnete den Feinden, die Allori'n hinwegführten, stürzte auf sie los, und begann mit ihnen ein blutiges Gefecht. Während desselben gewann Ogier Zeit, herbey

zu kommen; er hatte einen Haufen edler Jünglinge seines Standes um sich her versammlet; an ihrer Spitze fiel er den Feinden in die Seite, und machte ihr Blut in Strömen fliessen. Mitten unter einem feindlichen Haufen fand er den feigen Allori, der nicht verwundet war, sondern sich auf eine unwürdige Art hatte umringen lassen; er machte ihm bittere Vorwürfe wegen seiner Verrätherey, und Allori schämte sich deren so sehr, daß er sich selbst mit seinem Schwerd durchbohrte. Jetzt hatte Ogier die heilige Fahne wieder, und brachte, mit Allori's Rüstung angethan, den Franken ihr Panier zurück. Das ganze Heer versammelte sich wieder um sie her, und verfolgte die Sarazenen bis an ihr Lager nicht weit von Rom. Corsuble, Dannemont und Carahen rücken aus demselben heraus, um die Christen zurück zu treiben; der Herzog Naimes läßt zum Rückzug blasen; aber Ogier, voll glühenden Eifers zu fechten, hat noch nicht genug an dem schon erworbenen Ruhm, er will ihn noch dadurch vermehren, daß er die Fahne Mahomets selbst aus Dannemonts Händen erbeutet. Er vertraut das Panier der Franken dem jungen Baldwin, Rolands Bruder, drängt sich durch die feindlichen Schaaren bis zu Dannemont, hebt ihn aus dem Sattel, und stürzt ihn mit einem Hieb mit dem Schwerd in den Staub, entreißt ihm die Fahne, und sprengt, seine Beute

in

in der Hand, mit verhängtem Zügel zurück. Corsuble und Caraheu verfolgen ihn; die Franken schwenken sich ihnen entgegen; der Kayser selbst gerieth ins Gefecht mit Caraheu, und wird ohngeachtet seiner Stärke und Tapferkeit, zu Boden geworfen, weil Caraheu jenem zu Hülfe kömmt, muß auch endlich sein gutes Schwerd fallen lassen. Ogier, der es sieht, übergiebt Mahomets Fahne dem tapfern Olivier, und eilt denn hin, wo die Gefahr am dringendsten ist, wirft Caraheu zu Boden, hebt den Kayser auf, und giebt ihm sein Schwerd in die Hände. Hierdurch bekommen die Franken aufs Neue das Uebergewicht; Corsuble wird verwundet; man sezt ihm nach; der Sieg ist entschieden; nichts bleibt dem Kayser und seinem Heere noch übrig, als Gott dafür zu danken. Der Erzbischof Turpin nimmt seinen Helm ab, und stimmt, immer noch gepanzert, in der einen Hand sein blutig Schwerd, in der andern einen Bischofsstab, mit männlicher starker Stimme das Te Deum an, und das ganze Heer singt es ihm nach.

Der Kayser war begierig, seinen Erretter zu kennen, und Ogier erschien vor ihm, begleitet von Baldwin und Olivier, welche die beyden Paniere trugen, und mit der Rüstung des Lombarden angethan. „Ha! mein lieber Allori, rief

„ihm der Kayser entgegen, welchen Dank bin „ich nicht Dir schuldig, daß Du diese Fahne und „mir sebst das Leben erhieltest." . . . In diesem Augenblick kam der Herzog Naimes dazu, erkannte Ogiern, und befahl ihm, das Viesir seines Helms zu lüpfen. Jezt sah der Kayser, daß er sich geirrt hatte; man erzählte ihm die Geschichte des Kampfes mit allen Umständen, und der Herzog sagte sehr viel zum Lobe des Jünglings, dessen erste Proben eben so viele Meisterstücke wären. Der Kayser war darüber sehr erfreut; Ogier war ihm nicht mehr der Sohn eines abtrünnigen Vasallens, sondern ein Held, der bald der Edelste seiner Ritterschaft seyn würde; er beschloß, ihn mit eben dem Schwerd, daß ihm seine Tapferkeit wiedergegeben hatte, zum Ritter zu schlagen. Eben diese Ehre erhielten auch der junge Baldwin und der schöne Olivier und einige andere, von dem Haufen, den Ogier angeführt hatte. Karl überhäufte sie alle mit Lobsprüchen, und gestand, daß an diesem Tage die Novizen der fränkischen Ritterschaft sich den auszeichnenden Ruhm erworben hätten, die Retter der ältern Ritter aus den dringendsten Gefahren zu seyn.

Nur der einzige Karlmann, des Kaysers Sohn, war nicht bey diesem ehrenvollen Gefecht gewesen;

man

man hatte ihn ohne Mühe überredet, der Erbe der Krone müsse seine geheiligte (oder doch hiezu bestimmte) Person schonen, und sich immer beym Reservekorps aufhalten. Hier war er auch standhaft geblieben, und hatte sich nicht eher als einen Augenblick vor dem Te Deum von Kopf zu Fuß bewafnet. Inzwischen schlug ihn doch auch sein Vater, den man das alles zum Theil verschwiegen hatte, ebenfalls zum Ritter, aber erst den Tag darauf und mit weit weniger Feyerlichkeit, mit weit geringern Ruhm, als die übrigen. Hierüber ward Karlmann neidisch, vornämlich gegen Ogier; auch ließ ers diesen empfinden, so bald er nur eine Gelegenheit dazu finden konnte.

Am folgenden Morgen, als Ogier in seinem Zelt mit Anbruch des Tages erwachte, fand er in seinem Panzer ein prächtiges Schwerd, mit einem eben so prächtigen Gürtel hängen. Voll Verwunderung zog ers aus der Scheide, und las auf der spiegelhellen Klinge folgende Worte: „Ich heiße „Courtain; mich schmiedete der berühmte Galaad „zugleich mit Joyeuse und Durandal, meinen „Schwestern; ich bin Fee, wie sie, und seit meiner Entstehung bestimmt, für den tapfersten der „Fränkischen Ritter, für den edlen Ogier von Dännemark.“ Ein so herrliches Geschenk war ihm sehr lieb, ob er gleich nicht wußte, von wessen

Händen es kam, denn erst lange hernach erfuhr er, daß ers seine Beschützerin Morgagna zu danken hatte.

Die Gelegenheit, es zu gebrauchen, blieb nicht lange aus. König Carahen, eben so stolz als brav, fand sich nicht wenig dadurch gedemüthigt, daß er in eben dem Moment, wo er den Kayser gefangen zu nehmen glaubte, von einem ihm unbekannten fürchterlichen Ritter zu Boden geworfen worden war. Um diesen Schimpf zu rächen, glaubt' er seinen Ueberwinder zum einzelnen Kampf herausfordern zu müssen, so wie zwey andere Ritter, denjenigen nämlich, der das Panier der Franken wieder erbeutet, und den, der Dannemonts Händen die Fahne Mahomets entrissen hatte. Damit auch seine Ausfoderung desto sicherer überreicht und vollkommen verstanden würde, indem sie dahin gieng, daß ers auf sich nahm, mit jenen drey Rittern ganz allein zu fechten, verkleidet' er sich als Herold, und gieng in dieser Tracht selbst ins Lager der Franken. Alles umgiebt ihn, als er sich nähert, aber ohne ihn zu beleidigen, mit der Achtung vielmehr, die seinem Amt gebührt. Er wird zum Kayser geführt, und sagt diesem ungekünstelt, weswegen er abgeschickt sey. Man giebt ihm zur Antwort: sein Herr wage nicht so viel, als er vielleicht glaube;

be; die drey schönen Thaten, wegen deren er Rache fordere, habe alle ein und eben derselbe Ritter gethan, Ogier. Caraheu erstaunt, wird ein wenig bestürzt; aber er faßt sich bald wieder und sagt: „Weil's dem so ist, so will mein Herr „wenigstens mit zwey Rittern fechten; Ogier „allein wär' ihm zu wenig. Der Sohn des „Kaysers, der noch nicht lange Ritter ist, soll „der zweyte seyn; eine schöne Gelegenheit für „ihn, seine Sporen zu verdienen!“ Zu gleicher Zeit wirft er seine Handschuhe an die Erde. Ogier raft begierig den einen auf, und der Kayser befiehlt seinem Sohn, eben das mit dem andern zu thun, welches auch Karlmann auszuschlagen sich nicht getraut.

Der Tag zum Gefecht ward auf übermorgen festgesetzt, auf einem Kampfplaz am Ufer der Tiber; nur bestand der Kayser darauf, daß, weil er seiner Seits zwey Ritter stellte, eben so viel von Seiten der Sarazenen erscheinen sollten, und also erklärte sich Caraheu, daß, um die Bedingung zu erfüllen, sein Herr den Admiral Sadon zum Gefährten und Mitkämpfer haben würde. Sadon verstand sich auch hierzu sehr gern, und nun bereiteten sich beyde ohne alle Gefährde zum Kampf. Unglücklicherweise aber entdeckte Sadon dem Dänenkönig Dannemont, was und wie

sie's vorhätten. Sogleich fiel Dannemont auf den Gedanken, sich wegen der ihm entrissenen Fahne Mahomeds zu rächen; aber er fühlte auch bey sich weder Muth noch Stärke genug, einen Anschlag allein auszuführen, und sann daher auf Verrätherey. Inzwischen hatte Karlmann seiner Seits einen Plan von gleicher Art entworfen.

Mit Anbruch des bestimmten Tages erschien Caraheu mit Sadon auf dem Kamfplaz. Ogier bemühte sich, den Prinzen auch dahin zu bringen, aber Karlmann verschob es unter mancherley Vorwand, und so gieng Ogier allein dahin. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen warteten alle drey ganz geduldig auf die Ankunft des Prinzens, als sie plözlich von einem zahlreichen Haufen unbekannter Krieger umringt wurden. Alle drey sezten sich zur Wehre, so gut sie konnten. Ogier, um zu zeigen, daß er nicht zu diesen Verletzern der Kampfgesetze gehöre, stürzte auf sie ein; aber wie erstaunt' er nicht, als er sah, daß es Franken waren, und Karlmann mitten oder vielmehr hinter ihnen! Ohne Zweifel würden die drey Ritter der zahlreichen Menge dieser Buben unterlegen seyn, wenn nicht eben die Verrätherey, die von Seiten der Sarazenen angelegt worden war, die Partie gleich gemacht hätte. Dannemont kam mit

einem

einem andern Haufen, in dem Wahn, daß ers nur mit zwey fränkischen Rittern zu thun haben würde; allein er fand jezt, daß er mit einer weit größern Anzahl zu fechten hatte, und was nur im Kampf von zweyen gegen zwey seyn sollte, wurde nun ein hitziges Gefechte zwischen zwey zahlreichen Haufen. **Ogier** hieb ohne Unterschied auf beyde Theile los, und ohne Unterschied that **Courtain** Wunder gegen alle Verräther. **Caraheu**, der kein so gutes Schwerd hatte, konnte den verdoppelten Streichen von **Karlmanns** Haufen nicht länger widerstehn, und dieser war selbst herbeygeeilt, um ihn zu durchbohren, oder gefangen davon schleppen zu lassen, als plözlich **Ogier** zu seiner Rettung dazu kam. Karls des Grossen Sohn, ließ nicht nur seine Beute fahren, sondern ergriff auch schimpflich die Flucht, und sein ganzer Haufe folgte ihm. **Caraheu** dankte seinem Befreyer, betheuerte ihm, er sey nicht mehr sein Feind, und schwur ihm so gar ewige Freundschaft. Doch plözlich umringte sie **Dannemont** an der Spitze seines Haufens, riß sie voneinander, und ließ **Ogiern** als Gefangenen hinwegführen. Vergebens stellte ihm **Caraheu** vor, dieser Ueberfall sey gegen alle Gesetze des Kriegs und der Ehre; umsonst trat ihm **Sadon** bey; **Dannemont** behielt hartnäckig seinen Gefangnen,

und

und ließ ihn nachher im Kerker mit aller ersinnlichen Härte behandeln.

Caraheu liebte Dannemonts Tochter, die schöne Gloriande; aber das hielt ihn nicht ab, ihrem Vater die bittersten Vorwürfe zu machen. Doch alles war fruchtlos. Caraheu glaubte inzwischen, seine Ehre beruhe darauf, zu beweisen, daß er an diesem ungerechten Verfahren keinen Antheil habe. Er ergriff also einen Entschluß, der ohne Zweifel jedem eben so edel als außerordentlich vorkommen wird: er ging nemlich selbst an den Hof Karls des Großen, stellte sich selbst zum Gefangenen, und erbot sich, als Geißel und Bürge für alles Widrige, was Ogiern wiederfahren könnte, da zu bleiben.

Karl bewunderte Caraheu's wahrhaftig heldenmüthiges Verfahren, und stellte ihn allen seinen Edlen vor, die von Schmerz über Ogier's Verlust durchdrungen waren. Karlmann hatte die Sache ganz falsch zu seinem Vortheil erzählt; Ogier nemlich, der früher als er gekommen, wäre sogleich von einem Haufen Sarazenen unter Dannemonts Anführung, den Caraheu verrätherisch herbeigelockt hätte, umringt und umgebracht oder davongeschleppt worden; die Partie wäre nunmehr zu ungleich gewesen,

wesen, und so hätt' er sich freylich gezwungen gesehn, endlich zurück zu weichen. Jezt erschien Caraheu unvermuthet am Hofe, und dieses, verbunden mit der ausführlichen Erzählung, die er von dem ganzen Vorfall machte, bewies deutlich genug, wie unedel Karlmann dabey zu Werk gegangen war. Auch verwies es ihm sein Vater unter vier Augen mit den empfindlichsten Vorwürfen. Die Hofleute aber wagtens nicht, laut zu sagen, was sie davon dachten, und Karlmann behielt im Herzen die größte Erbitterung gegen Ogier.

Inzwischen verbreitete Caraheus Uebergang aus dem sarazenischen ins fränkische Lager, durch das ganze Heer der Ungläubigen Unruhe und Bestürzung. Die Tuniser verlangten mit großem Geschrey, man sollte ihnen ihren König wiedergeben, und Ogier'n zurückschicken; drohten auch, die Truppen Corsuble's und Dannemont's feindselig zu begegnen, wenn es nicht geschähe. Gloriande, die den edeln Caraheu eben so treu, als er sie, liebte, machte unaufhörlich ihrem Vater Vorwürfe, wegen seines harten und ungerechten Verfahrens, allein es half ihr nichts. Dannemont begieng vielmehr eine neue Ungerechtigkeit, indem er auf den Verdacht gerieth, Gloriande nähme an Ogiers Schicksal nur des-

wegen so warmen Antheil, weil sie ihn liebenswürdig fände. Dieser Argwohn bewog ihn, den Gefangenen dem Admiral Corsuble zu übergeben. An diesem Hofe ward Ogier weit anständiger als bey Dannemont behandelt; er bekam seine Waffen wieder, und zugleich, auf sein Ehrenwort die Erlaubniß, im Lager herumzugehen. Indessen blieb er immer Gefangener, und das war ihm peinlich.

In dieser traurigen Lage befand er sich, als der stolze und furchtbare König von Ethiopien, Brunamont mit seinem Heer zu Corsuble's Truppen stieß. Diese schwarze Majestät war Riesenmäßig groß und fürchterlich-häslich, und sein Herz wild und unbiegsam; dabey hatt' er eine solche Stärke, daß er Panther und Rinoceros und Elefanten bändigen konnte. In den Wäldern von Afrika erzogen, und durch keinen Umgang mit einem gesitteten Volk gebildet, wußt' er noch nicht, was Liebe ist. Izt aber sah er Glorianden, und der Anblick so vieler Reize entzündete in ihm — nicht Liebe, sondern eine ungestüme Begierde, wie sie Löwen und Tyger selbst unter jenem heißen Himmelsstrich im Frühling durchglüht. Er bat den Admiral Corsuble um ihre Hand, drohte aber auch zugleich, seine ganze Macht gegen ihn zu wenden, wenn sie ihm verwei-

weigert würde. Seine Drohung machte auch einen solchen Eindruck, daß er mit Gloriandens Vater darüber zu reden versprach. Beyde waren der Meynung, sie müßten den Ethiopier schonen, und bemühten sich sogar, Glorianden zu überreden, daß sie ihm ein geneigtes Gehör geben mögte. Diese schien zwar weit davon entfernt zu seyn, doch konnte sie's ihrem Vater nicht abschlagen, mit ihm in das Zelt des Admirals zu gehen, wo der stolze Brunamont sich einfinden sollte, um seinen Antrag öffentlich und förmlich zu thun. Er that es auch, aber mit einer so plumpen und rohen Art, mit einem solchen übermüthigen Ton, daß die ganze Versammlung unwillig darüber ward. Gloriandens feines Gefühl empörte sich dabey so sehr, daß sie ausrief: sie könnte sich niemals entschliessen, ein solches Ungeheuer ihren Gatten zu nennen, und wollte sie jemand von ihm befreyen, dem würde sie dafür, als für den schönsten Dienst, zeitlebens danken. Bisher war Ogier unter der Menge Zuschauer im Zelte unbemerkt gewesen; aber kaum hört' er Gloriandens Klage, so sprang er hervor, voll Unwillen und Eifer, bis zum Fuß des Thrones, dann vollends hinauf, ergriff den schwarzen König beym Arm, riß ihn herunter, schleppt' ihn bis an den Eingang des Zeltes, und warf ihn dann ziemlich unsanft hinaus auf den

Boden. Lange Zeit lag da der Ethiopier, betäubt und seiner selbst sich nicht bewußt; denn fragt' er, wer der Verwegene wäre, der ihm so mitgespielt hätte; man sagt es ihm, und nun kam er wieder herein mit einem Strom von Schimpfreden gegen Glorianden. Dabey wär er noch so unverschämt, sie zu beschuldigen, daß sie seinen Beleidiger liebte, und erbot sich, seine Beschuldigung gegen jeden Ritter, die Waffen in der Hand, zu behaupten. Es fehlte zwar nicht an tapfern Kämpfern unter den Sarazenen, aber keiner wollt' es mit ihm aufnehmen; politische Gründe hielten sie zurück. Nur für Ogier waren sie kein Hinderniß, sondern eben so muthig, als vorhin, trat er wieder hervor, und bat um Erlaubniß, ob er gleich ein Gefangener sey, mit dem Ethiopier kämpfen zu dürfen. Es ward ihm zugestanden, und zwar um desto eher, da Brunamont selbst sich erklärte, er sey's zufrieden, und wolle den verwegenen Ogier wegen seiner Kühnheit züchtigen. Der zweyte Tag darauf ward zum Kampf bestimmt; und die Stätte dazu am Ufer der Tiber, in einiger Entfernung von Rom gewält. Ogier erhielt die Erlaubniß, dem König Caraheu in Karls Lager Nachricht hievon zu geben; auch versprach man denen völlige Sicherheit, die von dorther das Gefecht zu sehen, kommen würden, doch auf ihr Ehrenwort,

daß

daß sie's nicht stören wollten. Auf der andern Seite kamen auch die Anführer des sarazenischen Heeres, um Zeugen davon zu seyn; beyde Heere standen unter den Waffen. Im bestimmten Augenblick begann der Kampf; er war schrecklich. Denn **Brunamont** hatte übermenschliche Stärke; allein **Ogiers** Tapferkeit und seinem Schwerd ließ sich nicht widerstehn; denn in eben dem Moment, da **Brunamont** unsern Helden fest in seine Arme gedrückt zu ersticken drohte, wendete **Ogier** sich um, und gab ihm mit seinem eisernen Handschuh einen so gewaltigen Schlag auf den Schlaf, daß der Ethiopier betäubt ihn fahren lassen mußte, und nun hieb ihm **Ogier** mit einem Schwerdstreich den Kopf ab.

Schon dankte **Gloriande** ihrem Vertheidiger; aber der General der Ethiopier, der seinen König überwunden und tod sah, glaubte verbunden zu seyn, seinen Tod zu rächen. Mit eins brachen also die Ethiopier los auf die Truppen **Corsuble's** und **Dannemonts**; **Caraheu's** seine hatten noch keine Ordre bekommen, und blieben daher ruhig unter den Waffen. Erstaunt über diesen unvermutheten Anfall wollten der Admiral und sein Neffe sich ohne Verweilen gegen Rom zurückziehn, um den größern Theil ihres Heers wieder zu erreichen; allein sie mußten über eine Brü-

cke, die nur von Holz war; die Brücke stürzte zusammen unter der Last der Pferde, und schwerbewafneten Ritter; Corsuble und Dannemont selbst fielen in die Tiber und ertranken.

Caraheu, der mit dem Kayser und den Herzog Naimes Zeuge des Gefechts gewesen war, und von Ferne wahrnahm, daß die Ethiopier die andern Truppen in Unordnung brachten, bat sich die Erlaubniß aus, den Anführer dieses rohen Haufens bestrafen zu dürfen. Er erhielt sie und zugleich eine beträchtliche Hülfe an Ogier, den er ohne Mühe dahin bewog, sich mit ihm zu vereinigen. Mit ihm stellt' er sich an die Spitze seiner Truppen, die noch frisch waren, und das Kriegshandwerk besser als die Ethiopier verstanden; diese wurden angegriffen und gänzlich in die Flucht geschlagen. Jezt erfuhr Caraheu das traurige Ende Corsuble's und Dannemonts, und übernahm das Kommando auch über die übrigen afrikanischen Truppen; Ogier aber kehrte zu Karl dem Großen zurück, und erzählte ihm alles, was vorgefallen war.

Dem Kayser schienen diese Unordnungen unter den Sarazenen zur Befreyung Roms günstig zu seyn. Er rückte also mit seinem Heere näher an die Stadt; doch ließ er, bevor er einen Angrif that, durch den Herzog Naimes und Ogier, der seiner Jugend

gend ohngeachtet, schon ein geschickter Negoziateur war, eine gütliche Auseinandersetzung versuchen. Es gelang den beyden Rittern, die mit dem vollkommensten Einverständniß an ihrem Endzweck arbeiteten. Der Rest des afrikanischen Heeres, seiner Anführer beraubt, ließ sichs gefallen, seinem Vorhaben auf Rom zu entsagen, wenn ihm freyer Rückzug über's Meer zugestanden würde. Caraheu kehrte zurük nach Tunis, nachdem er die schöne Gloriande geheyrathet hatte, die auch auf kurze Zeit an den kayserlichen Hof kam, und allgemein bewundert wurde; er und Ogier schwuren sich ewige Freundschaft. Der Pabst Leo, der wieder auf den päbstlichen Stuhl war gesetzt worden, bot dem Kayser die Ehre des Triumphs an, aber Karl schlug sie bescheiden aus, kehrte zurück nach Frankreich, wohin auch Ogier ihm folgte.

Kaum war unser Held wieder in Paris, so war ihm nichts angelegentlicher, als nach Saint-Omer zu eilen. Er hatte die liebenswürdige Elisene nicht vergessen, aber im Getümmel des Kriegs, in einem entfernten Lande war es ihm unmöglich gewesen, Nachricht von ihr zu erhalten. Sobald er an diesen, ihm immer theuren Ort kam, gieng er unangemeldet in den Schloßhof hinein; die würdige Beline kam ihm entgegen. Er warf sich ihr zu Füssen, ergriff ihre Hand und küßte

sie zärtlich, „Ach, lieber Ogier, rief ihm Be-
„line zu, mit Thränen im Auge, ach was sucht Ihr
„hier? Die Unglückliche, die Ihr liebtet, ist nicht
„mehr; kommt und seht, was von ihr noch übrig
„ist.“ Drauf führte sie ihn in ein Zimmer, wo
er ein Kind antraf, daß ihm die Arme entgegen
streckte: „Seht da, sagte Beline, was uns von
„Elisenen zurückblieb; sie starb, indem sie's ge-
„bahr und noch Euren Namen lallte. Mögte die-
„ses Kind einstens durch seinen Muth Eurer wür-
„dig werden, und Euch lieben eben so zärtlich, wie
„seine Mutter! — —“ Ogier vermischte sei-
ne mit Belinens Thränen, und schwur bey al-
lem was heilig ist, daß ihm dieses Kind das theu-
erste auf der Welt bleiben sollte. Man mußte
ihm versprechen, es ihm zu schicken, sobald der
Knabe im Stande seyn würde, Waffen zu tra-
gen. Hierauf blieb er noch einige Tage auf dem
Schloß, und durchirrte weinend diese geliebte Ge-
genden, wo er mit Elisenen so manche Freuden
der Jugend und der Liebe genossen hatte; end-
lich riß er sich von ihnen wieder loß, und kehr-
te an den kayserlichen Hof zurück.

Hier war er noch nicht lange, als er die Nach-
richt erhielt, daß sein Vater von den heidnischen
Bewohnern Norwegens, die in Dännemark ei-
nen Einfall gethan, und die Gränzen verwüstet
hät-

hätten, mit der Belagerung seiner Hauptstadt selbst bedroht würde. Zugleich bat ihn sein Vater, ihm Vergebung vom Kayser auszuwürken, und von ihm die Hülfe zu erbitten, deren er so sehr bedürfe. Ogier richtete diesen Befehl pünktlich aus; er fand aber den Kayser noch immer gegen seinen Vater aufgebracht. Indessen konnte doch Karl nicht in Abrede seyn, daß der Sohn seinem Vater wenigstens persönliche Hülfe leisten müsse, und daß außerdem das Wohl der Christenheit erfordere, dem König von Dännemark zu helfen; er erlaubte also unserm Helden, so viel ihm folgen wollten, mitzunehmen. Eine Menge edler Jünglinge, brav und gut bewafnet, drängte sich dazu. Ihr Unternehmen hatte den glücklichsten Erfolg; denn nach zwey wichtigen blutigen Treffen, die sie gegen die Heiden gewonnen, drangen sie bis an die Hauptstadt, in der König Gottfried belagert wurde, und der Verlust einer dritten Schlacht zwang die Feinde, die Belagerung aufzuheben. Ogier eilte, seinen Vater, dem er sein Reich wieder erworben hatte, zu umarmen, aber plözlich hallte ihm das Geläute von allen Glocken in der Stadt traurig entgegen, und er erfuhr, daß sie zur Leiche des Königs ruften. Jezt war Ogier einziger Erbe seiner Länder; aber er blieb in deren Besiz nur einige Zeit, bis er dem Andenken seines Vaters die schuldige Ehre erwie-

sen, und die Heiden vollends vertrieben hatte. Er fühlte bald, daß ein rastloses aber ruhmvolles Leben in Karls Gefolge, besser für ihn tauge, als der ruhige Besiz einer Krone. Er überließ also seinem Bruder Guyon das Königreich Dännemark, und kehrte zurück nach Paris, zufrieden mit einem Zunamen, der ein Beweis seiner Herkunft war.

Wir übergehen eine Menge von Ogiers Abentheuern, und kommen auf die traurigste Begebenheit seines Lebens.

Sein und Elisenens Sohn war jezt herangewachsen, und schon vermögend, unter Anführung seines Vaters das Kriegshandwerk zu lernen. Also schickte ihn Beline ihm, und Ogier empfing ihn mit einer Zärtlichkeit, die zum Beweis diente, daß ihm die Erinnerung an seine erste Liebe noch immer theuer war. Der junge Baldwin verband die Stärke und den Muth seines Vaters mit den Annehmlichkeiten der Mutter. Der Kayser, dem er vorgestellt wurde, überhäufte ihn mit Liebkosungen, und behielt ihn bey sich; der ganze Hof beeiferte sich, dem Beyspiel des Monarchen zu folgen. Herzog Naimes und die andern alten Ritter glaubten Ogier in seiner Jugendblüthe wieder aufleben

leben zu sehn; diese Aehnlichkeit machte ihnen den jungen Baldwin doppelt lieb. Selbst **Karlmann** zeigte anfangs einige Freundschaft für ihn; aber es währte nicht lange, so bemerkt' er an Baldwin den Stolz seines Vaters, und das war ihm genug, ihn zu hassen, wiewol Baldwin sich unaufhörlich, ihm zu gefallen, bestrebte. Der Prinz war ein Liebhaber vom Schach; Ogier's Sohn spielte öfters mit ihm. Eines Tages verlor **Karlmann** gegen ihn zwo Parthien nacheinander; verdrießlich darüber, schmeichelt' er sich, wenigstens die dritte zu gewinnen, aber Baldwin that einen unerwarteten Zug, und der Prinz war schachmatt; noch nicht genug; ihn dünkte auch seinen Gegner lächeln zu sehn. Das machte ihn wüthend; er ergreift das Schachbrett, das von gediegenem Golde war, und wirft es mit solcher Gewalt dem unglücklichen Baldwin an den Kopf, daß er ihn zerschmettert. Baldwin sinkt todt zu seinen Füßen, und der Prinz, selbst erschrocken wegen der Folgen seiner That, eilt davon, um sich im Innersten seines Pallasts zu verbergen. Ein Freund von Baldwin erzählt seinem Vater die traurige Begebenheit. Ogier läßt sie sich bestätigen, und geräth in Wuth, als man ihn davon versichert. Er sucht den Prinzen auf, und verfolgt ihn bis in den Saal, wo

der Kayser mit ihm und den Herzogen Naimes und Salomon von Bretagne speiste; sein furchtbares Schwerd in der Hand, dringt er hinein, auf den Prinzen los; Karlmann verbirgt sich hinter seinem Vater, und der Kayser hält den einen Arm, um Ogier zurückzuhalten, vor, ob er gleich einen mit Wein gefüllten Becher in der Hand hatte; aber Ogier schont nichts mehr, sondern haut auf diesen Becher mit solchem Ungestüm, daß der Wein auf den Bart des Kaysers sprüzt; die Unterschale davon zerbricht, und die ganze Tafel wird umgestürzt. Endlich gelingt es den beyden Herzogen, den wüthenden Ogier aus dem Saal hinauszureißen. Herzog Naimes, der als sein ehmaliger Herr immer noch ein solches Ansehn über ihn behalten hatte, stellte ihm nunmehr die Gefahr vor, der er ausgesetzt wäre, wenn er in Frankreich bliebe, und überredete ihn, in ein fremdes Land zu flüchten. Nur das machte beyde sehr verlegen, woher sie in der Geschwindigkeit ein tüchtiges Pferd bekommen sollten. Doch Morgagne verlor ihren Liebling niemals aus den Augen. Auf einmal stand vor ihnen ein prächtig angeschirrtes Roß; (es hieß Braiffort, und war nach Bayard das erste auf der Welt.) Ogier schwingt sich hinauf, und nun gehts fort nach der Lombardey.

Desiderius beherrschte damals dieses Land. Er war zweymal gezwungen worden, den Kayser als seinen Lehnsherrn zu erkennen; aber im Herzen wünscht' er immer, dieser Oberherrschaft, die er für demüthigend für sich ansah, sich entziehn zu können. Ihm war Ogier durch den allgemeinen Ruf und selbst von Person bekannt, und er nahm ihn mit Freuden auf. Vergebens ließ ihn der Kayser nach einiger Zeit als einen Rebellen zurückfordern; Desiderius weigerte sich dessen mit Stolz und Verachtung, denn er glaubte vom Kayser nichts befürchten zu dürfen, so lang er einen Helden, wie Ogier, auf seiner Seite hätte. Seine Gemahlin, Algremunde, hatte ihres Ortes andre geheime Ursachen zu wünschen und darauf zu dringen, daß Ogier am Hofe bleiben möchte. Er blieb also so lange, bis der Kayser selbst abermals über die Alpen ging, und mit einem Heer anrückte, um ihn mit Gewalt wegzunehmen. Desiderius trug kein Bedenken, ihm die Spitze zu bieten, und ein Treffen zu liefern. Den rechten Flügel kommandirte der König selbst; Ogier den linken. Dieser stand gegen denjenigen Flügel der Feinde, wo der Kayser selbst sich befand. Ogier brachte ihn zum weichen, und drang in die feindlichen Schaaren so tief ein, daß er dem Kayser, ohne doch ihn zu

kennen, begegnete, und Braiffort den Kayser zu Boden rennte. Erst in diesem Augenblick erkannte Ogier seinen ehmaligen Herrn, und schämte sich seines Vergehns; er half dem Kayser wieder empor auf sein Pferd, und sprengte eilig davon. Mittlerweile war der Flügel, den der König anführte, zum Weichen gebracht worden, und Ogier, der ihn in völliger Unordnung antraf, sah nichts anders vor sich, als dem Beyspiel der Lombarden zu folgen, die in größter Unordnung nach Pavia flohn. Diese Niederlage veranlaßte sehr lebhafte Zänkereyen zwischen ihm und dem König, so daß Desiderius beynahe Lust bekam, ihn dem Kayser auszuliefern; allein Agremunde, auf die Meliorens und Persinens Geschenke zum Vortheil des liebenswürdigen Dänen gewürkt hatten, wußte ihn immer gegen die übeln Anschläge ihres Gemahls zu schützen.

Wir wollen die im Roman noch sehr weitläuftige Kriegsgeschichte abkürzen. Desiderius ward in der Folge noch vielmal geschlagen, weil er die Hülfe des tapfern Kriegsmanns, der zu ihm geflüchtet war, nicht zu rechter Zeit hatte gebrauchen wollen.

Ogier wurde zwar gezwungen, Pavia zu räumen, vertheibigte sich aber noch lang in einer andern

andern Festung der Lombarden, die der Romanzier Chateaufort nennt, und wahrscheinlich an der genuesischen Küste lag. Zulezt ward es ihm zuwider, gegen seinen Kayser, gegen seine alten Freunde und Kriegsgefährten zu fechten, und deswegen gieng er einstens des Nachts nach Frankreich zu Schiffe, in der Hofnung, unbemerkt durch und zu seinem Bruder zu kommen. Der Kayser, der nun einen so mächtigen Feind nicht mehr gegen sich hatte, brachte den lombardischen König noch einmal zum Gehorsam, und kehrte dann siegreich mit seinem Heer zurück nach Frankreich.

Ogier durchkreuzte auf seiner großen Reise auch die Ardennen, als er eines Tags, müd und kraftlos, in ein anmuthiges Thal kam. Die Kühle und das Schweigen des Orts, lud ihn zur Ruhe ein. Er nahm seinen Helm ab, und legte sich, das Haupt auf seinen Schild, auf den Rasen, der den Rand einer schönen Quelle machte; so schlief er bis zum Aufgang der Sonne. Von ohngefähr kam auch in dieses Thal der Erzbischof Turpin, dem die Wiederherstellung des Friedens völlige Muße verschafte, seine erzbischöflichen Geschäfte zu verrichten. Jezt besucht' er alle Kirchen seiner Diöces, die einen sehr großen Umfang hatte, und die Ardennen mitbegriff. Er war ohne Waffen, zu Pferde, begleitet von Kapellänen und

und andern Geistlichen, nicht wie sonst von Rittern und Knappen. Der Zug gieng an dem Ort, wo Ogier schlief, so nahe vorbey, daß ihn der Erzbischof erkennte. „Wie lieber Ogier, rief er „ihm zu, indem er ihn aufweckte, seyd Ihr es? „Ihr, gegen den wir zwey Jahr lang in der Lombarden Krieg führten, der unsern Kayser beleidigte, der an des Lombardenkönigs Empörung, und „an dem Tode so vieler wackern Ritter, die ehemals Eure Freunde waren, schuld ist? Traun! „wär ich jezt bewafnet, ich kämpfte mit Euch, um „sie zu rächen, obgleich wir alte Freunde sind. Doch „ich darf in dieser Stunde mich für nichts anders „ansehn, als für einen Friedensstifter. Kommt! „Ueberlaßt Euch mir; ich will Euch zum Kayser „führen, und ihn bewegen, daß er Euch begnadige.“ Ogier, der seit der zartesten Kindheit dem Kayser ergeben und ein Freund des Erzbischofs war, ließ sich überreden und nach Soißons bringen, wo Karl damals Hof hielt. Hier lief der gute Erzbischof voller Freuden zum Kayser, und sagte ihm, daß er ihm einen Verirrten, Ogier, wieder zuführe. Karl hätte ihm für einen so wichtigen Dienst danken sollen, aber er hörte nur die Stimme der Rache. „Doch nur deswegen, sagt' er zum Erzbischof, bringt Ihr ihn wieder, damit er am Leben für sein Verbrechen büsse?“ „Nein! sagte Turpin, daran hab ich nie

nie gedacht, noch denken können, weder als Erzbischof, noch als Ritter und Pair von Frankreich; auch würd' ers niemals zugeben, fuhr er fort, und eher sollte man ihm sein Leben nehmen, als seinem Freunde.“ Endlich schlugen sich die anwesenden Ritter ins Mittel, und es wurde ausgemacht, daß Ogier dem Erzbischof zu besonderer Verwahrung überliefert, und von diesem niemals aus seinem Schloß gelassen werden sollte. Der Kayser ging sogar so weit, daß er von dem Erzbischof verlangte, Ogier sollte da eine Art von Buße thun, und täglich nicht mehr als ein Viertel Brodt, ein Stück Fleisch, und ein halb Maas (Septier) Wein bekommen. Turpin versprach alles, damit nur sein Freund keinem andern als ihm anvertraut würde. Er ließ ihn in seinem Schlosse wohnen, aber daß er die Befehle des Kaysers nach dem Buchstaben hätte vollziehen sollen, daran war nicht zu denken; er erklärte sie vielmehr auf eine Art, die nachher den Namen restrictio mentalis bekommen hat. Er ließ Brode von ungeheurer Größe backen, wovon ein Viertel allein schon hinreichend war, mehrere Personen, die sehr guten Appetit hatten, zu sättigen. Die Worte: ein Stück Fleisch, wurden so ausgelegt, daß man dem Gefangenen täglich eine Rindskeule und ein halbes Kalb oder dergleichen auftrug. In Ansehung des Weins, da die Benennung Sep-

tier

tier eben so gut auf große Stückfässer als auf sehr kleine Gemäße paßte, stellt' er sich, als glaubt' er, daß der Kayser ein Septier von der grössern Art gemeint hätte, und bekam Ogier täglich ein halb Stückfaß vortreflichen Champagner, von dem er nach Belieben trinken konnte. Der Kayser hatte auch verboten, irgend jemanden von seiner Verwandschaft, oder irgend einen Kriegsmann zu ihm zu lassen, damit er nicht etwa mit diesen Mittel zu seiner Flucht verabreden, und die Waffen wieder ergreifen mögte. Allein ohnerachtet dieses Verbots bekam Ogier bald eine unterhaltende angenehme Gesellschaft. Das Schloß lag nicht weit von der Hauptkirche und dem Kloster; die Canonici konnten also leicht ihn sehr fleißig besuchen. Unter ihnen gab es verschiedene liebenswürdige Männer, die sehr angenehme Gesellschafter waren. Einige von ihnen liebten Gelehrsamkeit, andre mehr den Krieg, wie ihr Erzbischof, und konnten, ohne selbst Kriegsleute zu seyn, von Schlachten und Kämpfen reden. Der Schloßaufseher hatte eine artige Frau; zu ihr kamen die Nichten und Muhmen der geistlichen Herren, und in ihrem Umgang verstrich unsern Helden ein Jahr nach dem andern angenehm genug dahin.

Doch nun kam die Zeit, wo er das Schloß wieder verlassen sollte. Die Sarazenen glühten vor

Begier-

Begierde sich zu rächen. Sie versammelten sich aufs Neue unter Anführung eines Neffen von Corsuble, mit Namen Bruhier der Riese, und beschlossen, eine Landung in Frankreich an den Küsten von Aquitaine zu thun; ein Entschluß, den sie auch ausführten. Sie bemächtigten sich der Stadt Bourdeaux, durchstreiften Saintonge und Poitou; verheerten alles. Schon waren sie bis an die Loire gekommen, als ihnen Karl eine Armee entgegenstellte, die aber, wiewohl von tapfern Rittern angeführt, den Feinden doch nicht gewachsen war, weil sich der Kayser gezwungen sah, seine Truppen zu theilen. Auf der andern Seite nämlich war Caraheu, der die Gefangenschaft seines Freundes erfahren hatte, in Neustrien oder der heutigen Normandie, mit seinem Heer gelandet, und ließ dem Kayser wissen, er würde sich für oder wider ihn erklären, je nachdem er sich in Ansehung des gefangnen Ogier betragen würde. Auch Guyon zog seine ganze Macht zusammen, um seinem Bruder zu befreyen, und stand schon bey Maynz, von da er Austrasien mit einem Einfall bedrohte. Glücklicherweise fiel Bruhier, stolz auf seine Stärke, und verschiedne tapfre Thaten, auf den kühnen Gedanken, daß ein Zweykampf zwischen ihm und dem tapfersten der fränkischen Ritter den Ausgang des ganzen Kriegs entscheiden sollte. Dieser tapferste

ste aller Ritter konnte kein andrer seyn als Ogier, denn Roland und Rinaldo schwärmten in der Welt umher, ihre Angelika zu suchen. Turpin ergriff diese günstige Gelegenheit, und that dem Kayser den Vorschlag, ob er nicht seinen Gefangnen dem Riesen entgegenstellen wollte, weil das doch das einzige Mittel zur Rettung des Reichs wäre. Naimes, Salomon und alle alte weise Ritter traten ihm bey; nur stieß sichs nur an zweyerley. Einmal besorgte man, die lange Gefangenschaft, die Buße und das Fasten möchten der Gesundheit des Helden geschadet haben; allein Turpin versicherte, seine starke Natur hätte das alles zu ertragen vermogt. Sodann fragte sichs auch, welche Genugthuung Ogier fordern würde. Der Erzbischof sagte: der Prinz müßte sichs gefallen lassen, ihn öffentlich um Vergebung zu bitten, und der Kayser sah sich gezwungen, diese harte Bedingung einzugehn. Der Tag ward also bestimmt, und dem Erzbischof aufgetragen, den Gefangenen aus seinem Schloß zu hohlen, und an Hof zu bringen. Alles geschah nach der Abrede. Turpin gab dem Gefangenen sein Schwerd und seine Rüstung wieder; als aber die Reihe an sein getreues Roß Braissort kam, da wurde man ziemlich verlegen, denn es war nicht zu finden. Erst lange nachher erfuhr man, was damit geworden war; hier ist die Erzählung seiner Ebentheuer.

Der

Der Kayser hatt' es wegnehmen lassen, als er den Besitzer nach Rheims schickte. Kurz darauf hatte sich der Kayser nach Meaux begeben, und auf der Reise einige Tage in der Abtey Saint-Faron aufgehalten, wo er aufs prächtigste bewirthet worden war. Beym Abschied hatt' er sich für verbunden gehalten, dem Abt ein ansehnliches Geschenk zu machen, und gefunden, daß er ihm nichts bessers schenken könnte, als Braiffort. Der Abt nahm es mit Dankbarkeit, voller Freuden, Besitzer eines so stattlichen Rosses zu seyn. Sobald der Kayser wieder in Paris war, ließ er der Aebtißin von Jouarre melden: er würde die Ehre haben, sie jetzo gleich zu besuchen, und einige Tage bey ihr zu bleiben; auch, sezt' er hinzu, hätte ihm der Kayser ein sehr schönes Pferd geschenkt, und sie würde finden, daß er der wohlberittenste Prälat im ganzen Königreiche, selbst der Erzbischof von Rheims nicht ausgenommen, wäre. Sofort warf sich das ganze Kloster Jouarre in Staat, um, angeführt von der Aebtißin, den ehrwürdigen Gast, wie sichs gebührte, zu empfangen. Braiffort, das gewohnt war, einen von Kopf zu Fuß bewafneten Ritter zu tragen, fand den Abt sehr kurz und leicht, ob er gleich stärker und größer als Ogier war. Das muthwillige Thier nahm sich also die Freyheit, verschiedene sehr ungeziemende Bewegungen zu machen, bald zur Rechten aus-

auszuweichen, bald zur Linken, und seinen Gang wohl zwanzigmal zu verändern. In Trab konnt' es der Abt gar nicht bringen; alles was er von ihm erlangen konnte, war ein starker Schritt, der ihn in kurzer Zeit nahe ans Thor der Abtey brachte; sein Gefolge war weit hinter ihm geblieben. Allein noch ärger wars, als er sich jetzt dem Kloster näherte; der Anblick der schwarzen Kutten und weißen Schleier der Nonnen, die dem Abt entgegen wollten, erschreckte Braiffort, oder mißfiel ihm vielmehr dermaßen, daß er mancherley seltsame Sprünge zu machen begann; er bäumte sich, taumelte sich im Kreis herum, und warf endlich den Herrn Abt ziemlich unsanft zu den Füssen der Aebtißin nieder; denn gieng er ganz gelassen, an den Gräben, mit denen die Aebtey umgeben war, zu weiden. Alles drängt sich herbey, dem Abte wieder aufzuhelfen; die Aebtißin, welche die Furcht ins Kloster gescheucht hatte, kömmt auch wieder, voll freundschaftlicher Besorgniß wegen des Befindens ihres Nachbarn; man untersucht seine Wunde; er war ziemlich zerquetscht und zerstossen worden; er wird in das beste Bett im Kloster gelegt, verbunden und aufs sorgfältigste gewartet. Man verfährt ein gewaltiges Geschrey, daß der Abt diese Fatalität gehabt habe, da er doch übrigens so gut zu Pferde sitze; man wagt es auch, ihm freundschaftliche Vor-

würfe zu machen, daß er sich einem Pferde anvertraut habe, das er doch nicht kennte; den andern Morgen berathschlagt man sich über die Strafe, deren ein Thier werth sey, das sich gegen einen ehrwürdigen Herrn so höchlich vergangen habe. Das Urtheil fällt endlich dahin aus, daß es künftig nicht weiter verdiene, einen wackern Ritter zu tragen, und ohneracht es ein Geschenk vom Kayser ist, wird es dennoch verurtheilt, die Stein- und Schuttkarren zu ziehn, und überhaupt bey den niedrigsten Arbeiten des Klosters gebraucht zu werden. Inzwischen vergas der Abt sehr leicht Pferd und Schmerzen unter den hülfreichen Händen der mitleidsvollen Religiosen, und wurde, völlig wiederhergestellt, in einer Sänfte zurück in sein Kloster getragen.

Nach einiger Zeit entdeckte der Erzbischof Turpin, wiewohl mit vieler Mühe, das edle Roß in seinem niedrigen Zustand, unter einem Haufen garstiger Esel und Maulesel; es war, gleich diesen, mit Säcken beladen, eben so elend angeschirrt, enthaart, und hin und wieder abgeschunden. So übel zugerichtet gab ers seinem Herrn wieder; doch dieser nahm es dem ohnerachtet mit Freuden an, und ritt darauf zum Kayser. Karl stammelte einige Entschuldigungen, und fragte ihn: ob er würklich geneigt sey, mit

dem Riesen Bruhier zu kämpfen, und dadurch Frankreich zu erretten. „Ja! sagte Ogier, aber nur gegen das Versprechen, daß mir, wenn ich siege, der Mörder meines Sohns ausgeliefert werde.“ Der Kayser wagt' es nicht, ihm das abzuschlagen, sondern schwur es ihm zu. Hierauf entfernte sich Ogier, das Ungeheuer zu bekämpfen, und das ganze Heer folgte ihm nach, um Zeuge davon zu seyn. Ogier überwand den Riesen, erschlug ihn, und machte dadurch seinen Kayser zum Sieger über die Afrikaner. Das Heer, das ein Neffe von Corsuble bis an die Loire geführt hatte, schifte sich nun wieder ein; man wußte jezt gewiß, daß der König Caraheu besänftigt sey, weil Ogier den Sieg davon getragen hatte, und daß sein Bruder Guyon, so wie er, mit dem Kayser würde ausgesöhnt werden; Frankreich war also ruhig, aber Ogier hatte noch keine Genugthuung von dem Mörder seines Sohnes. Es brauchte einer langen und schweren Unterhandlung, um den Kayser zur Auslieferung des Prinzens zu bewegen. Er befürchtete, Ogier mögte sich der Rechte des Ueberwinders bedienen, um seine Rache in vollem Maaße auszuüben; seine Furcht stieg noch höher, als der Prinz dem Rächer in die Hände in die Versammlung der Vornehmsten des Reichs gebracht wurde: Ogier faßte ihn bey den Haaren, und hob schon sein

furcht-

furchtbares Schwerd über ihn auf; man glaubte, er würde den Sohn vor den Augen des Vaters umbringen; Karl wandte die Augen ab; die ganze Ritterschaft stand schweigend und unbeweglich da; das Volk verstummte — „O mein „gnädigster Kayser, rief Ogier, und warf sein „Schwerd vor ihm nieder, indem er den Prinzen losließ, und niederkniete — was Du in diesem Augenblick gefühlt hast, mag Dir sagen, wie „viel dem Herzen eines zärtlichen Vaters der „Tod eines geliebten Sohnes kostet; jetzt sey ru„hig; ich überlaß' es dem Himmel, meine Rache „zu vollenden. Der Sohn, den ich Dir wie„dergebe, ist nicht so gut, als derjenige, den ich „verlor; allein er wird nicht über Dein Volk herr„schen; die Vorsehung wirds nicht zugeben, daß „es einem Tyrannen unterworfen sey."

Der Kayser dachte jezt an nichts anders, ganz beschäftigt mit der Freude über die Erhaltung seines Sohnes. Jedermann rühmte Ogiers Grosmuth, und alles kehrte zurück nach Paris, um da die Süßigkeiten des Friedens zu schmecken. Auch Caraheu kam dahin friedfertig, und blos, um seinem Freunde Glück zu wünschen. Er brachte eine schöne Prinzeßin mit, deren Geschichte er dem Kayser und seinem Hof erzählte. Hier ist sie:

Ein König von England, den der Romanzier nicht nennt, reiste nach Paris, um die Belehnung wegen seines Reichs von Karin zu empfangen. Er hatte seine einzige Tochter bey sich, die vorzugsweise die schöne genannt wurde, und seinen Seneschal, Gerhard von Bruit. Durch Sturm verschlagen hatten sie das Unglück, auf die Flotte Bruhier's zu stossen, die nach Bordeaux seegelte, um da zu landen und weiter in Frankreich einzufallen, wie oben erzählt worden ist. Der sarazenische Riese griff sie als wahrer Seeräuber an; der König ward erschlagen; eben dieses Schicksal würde dem Seneschal und der schönen Clariße die schimpflichste Begegnung wiederfahren seyn, wenn sie nicht Mittel gefunden hätten, sich in einer Chaloupe zu retten. Nachdem sie einige Tage auf ofnem Meere waren umhergetrieben worden, begegneten sie endlich dem König Caraheu. Weit menschlicher und ehrliebender nahm sie dieser sehr freundlich auf, und führte sie, wie schon gesagt, an den fränkischen Hof. Der Kayser, der sich eben berechtigt sah, das Königreich England und die Hand der schönen Clariße, als dessen Erbin, zu vergeben, hielt dafür, er könne Ogier nicht würdiger belohnen, noch auch die Wünsche der Engländer und der Prinzeßin selbst besser erfüllen, als wenn er sie mit unserm Helden vermählte. Dieses geschah mit vieler Pracht; denn

führ-

führte Caraheu die Neuvermählten auf seiner Flotte zurück nach England, wo Ogier als König erkennt und gekrönt wurde.

Hier beginnt eine lange Reihe von Begebenheiten, die den zweyten Theil des Romans von Ogier ausmachen. Wir wollen sie ganz kurz nur anzeigen; unsre Leser werden ohnedem der langen Erzählung von Kriegen und Schlachten und Zweykämpfen müde seyn.

Nach einem kurzen Aufenthalt bey Clarißen bekömmt Ogier Lust, seinen Bruder in Dännemark zu besuchen. Unterwegs wird er mit seinem kleinen Gefolge in einem Wald von einem ungleich grössern Haufen Meuchelmörder angefallen. Ein junger tapferer Ritter eilt herbey, ihm zu retten, und dieser Ritter ist sein Neffe, Walther, Guyons Sohn. Sie erkennen sich, und entdecken, daß die Meuchelmörder von dem treulosen Seneschal angestellt waren, um durch seinen Tod sich des Reichs bemächtigen, und seine Wittwe heyrathen zu können. Ohneracht dieser Entdeckung sezt Ogier seine Reise nach Dännemark fort, und läßt nur die Königin heimlich Nachricht geben, daß er nicht tod sey. Walther aber reiset an den fränkischen Hof, wo er die Königin, die man für Wittwe hält, und den Seneschal findet, endeckt die Verrätherey des Leztern, und er-

legt ihn im Zweykampf; die Königin wird sieg- reich nach England zurückgebracht. Ob Ogier wieder nach England gekommen sey, den Thron mit ihr zu theilen, sagt der Romanzier nicht. Es scheint vielmehr, als hätt' er bey jenem Ueberfall im Wald ein Gelübde gethan, auf die Befreyung des gelob- ten Landes mit auszugehn. Er geht auch wirk- lich zu Schiffe, und landet bey Akra. Diese Stadt wurde eben von den Sarazenen belagert; er be- freyt sie durch seine Tapferkeit, und wird an die Stelle des im Treffen erschlagnen Königs er- wählt. Von da, sagt der Romanzier, geht er nach einiger Zeit zu Schiffe, um das heilige Grab zu be- suchen, wird aber durch Sturm an die Küsten von Babylon verschlagen. Er färbt sich das Gesicht schwarz, und geht so verstellt an den Hof des Sul- tans Noradin. Hier findet er den König Cara- heu, der ihn aber nicht erkennt. Er leistet dem Sultan wichtige Dienste im Krieg gegen andre Sarazenen. Zur Belohnung werden ihm die wichtigsten Stellen bey der Armee angeboten; er schlägt sie aus, und bittet um das Amt eines Aufsehers der Gefängnisse. Er erhälts, und findet in den Kerkern hundert christ- liche Ritter, meistens Franken, unter denen sein Oheim Gerhard von Roußillon der vornehmste war. Er verspricht, an ihrer Befreyung zu arbei- ten, und giebt sich dem König Caraheu zu er- kennen, der voller Freude ihm alle Hülfe zusagt.

In-

Inzwischen brauchte der Sultan **Ogiern** zu einem neuen Zuge gegen den sarazenischen König Moisan von Jerusalem; Ogier war auch glücklich, und brachte den König als Gefangnen mit; allein er war indessen, so wie **Caraheu**, dem Sultan verdächtig geworden, so, daß **Noradin** anstatt des Ueberwundnen den Sieger in Fesseln schlagen ließ. Maisan aber wurde nach geschloßenem Frieden in sein Königreich zurückgeschickt. **Caraheu** war voll Verzweiflung über den Unfall seines Freundes, und sah zu dessen Rettung kein ander Mittel, als in Frankreich Hülfe zu suchen. In einem solchen Falle reisen die Helden in den Romanen mit unglaublicher Geschwindigkeit. **Caraheu** war also gar bald am Hofe Karls des Großen. **Walther** von Dännemark hielt sich noch da auf, und war gleich voll Eifers, seinem Oheim zu helfen. Zwar suchte ihn Prinz Karlmann durch eine angestellte Verrätherey daran zu hindern, aber er siegte nach einem hartnäckigen Gefechte, und schifte sich, von einem Haufen edler fränkischen Ritter begleitet, mit dem König Caraheu nach Palestina ein.

Inzwischen hatte sein Vater **Guyon**, auf die Nachricht, daß **Ogier** König von Akra und zur Eroberung des gelobtes Landes entschloßen wäre, sein Reich verlassen, um sich mit ihm zu ver-

binden, war auch schon bis Akra gekommen, aber er hatte ihn nicht mehr angetroffen. Gleich bey seiner Ankunft verriethen ihn die Tempelherren, und verkauften ihn an die Sarazenen, die ihn nach Jerusalem schleppten. Diese Verrätherey an den Tempelherren zu ahnden, war Walthers erstes Geschäft; dann stellt' er sich an die Spitze seines Heeres, um seine Verwandten aus den Händen der Ungläubigen zu befreyn.

Den Anfang macht' er mit der Belagerung Jerusalems, wo noch immer Moisan herrschte. Dieser König hatte eine sehr schöne Tochter, die Clairetta hieß. Auf die Erzählung, die Walthern seine ausgeschickten Kundschafter von ihr machten, ward er heftig in sie verliebt. Caraheu, dem er sich entdeckte, fand, daß dieser Umstand für die Befreyung Ogiers und Guyons sehr vortheilhaft seyn könne. Er vermittelte also nicht nur einen Briefwechsel, sondern auch eine Unterredung zwischen dem Ritter und der Schönen, wovon die Folge diese war, daß er und Walther von der Verfassung der Stadt vollständigen Unterricht bekamen. Moisan hatte zum General seinen Bruder, den Riesen Murgalant; dieser that einen Ausfall, wurde aber mit großem Verlust zurückgeschlagen. Muthlos liessen nun beyde Brüder Walthern anbieten, den Krieg

durch

durch einen Zweykampf zu endigen, und versprachen, die Stadt zu übergeben, wenn er den Sieg davon trüge. Walther nahm den Vorschlag mit Freuden an, gereizt durch die Hofnung, nach dem Siege Herr von Jerusalem und Besitzer Clairettens zu seyn. Der Kampf ward gleich auf den morgenden Tag angesezt, und ein schöner Plaz, nicht weit von der Stadt, dazu gewählt. Zur bestimmten Stunde sah man aus der Stadt einen Ritter herauskommen, der Stück vor Stück bewafnet, auf einem prächtigen Pferde stolz daher ritt. Sein Visier war niedergeschlagen, seine Rüstung braun, sein Schild ohne Devise. Ohngefähr eben so war auch Walther bewafnet, so daß beyde Kämpfer sich nicht erkennen konnten. Sie griffen sich sehr lebhaft an, und begannen eines der schönsten Gefechte, das in den Romanen beschrieben ist. Auf Walthers Seite bemerkte man alle Vortheile, die natürliche Stärke und Gewandtheit des Körpers mit dem entschlossensten Muth verbunden geben können. Auf der andern Seite sah man leicht, daß sein Gegner viel älter und folglich auch viel schwerer war; dagegen aber hatt' er mehr Erfahrung, und seine Geschicklichkeit schien eben so bewährt als seine Tapferkeit zu seyn. Erst nach einem zweystündigen Gefecht spaltete ein gewaltiger Hieb auf den Helm des ältern Ritters ein großes Stück davon

herab;

herab; der Helm fiel, und zeigte dem erstaunten bestürzten Walther seinen Vater Guyon von Dännemark. Jener schlug sein Visier auf, erkennte diesen, und warf sich ihm zu Füßen; es war für alle ein rührendes Schauspiel. Man konnte lange nicht begreifen, wie beyde so hartnäckig hätten fechten können, ohne sich zu erkennen; endlich klärte sich alles auf. Murgalant hatte den Einfall gehabt, dem Gefangenen Guyon den Vorschlag zu thun, ob er nicht Moisans Vertheidigung gegen einen gewissen König Florian, der seinem Bruder die Krone streitig mache, übernehmen wollte; zugleich hatt' er ihm versprochen, daß, wenn er seinen Feind erlegte, er und alle übrige Christen fortgelassen werden sollten. Guyon, durch den Schein von Hofnung geblendet, war in die Schlinge gefallen, und so hatte man's dahin gebracht, daß der Vater gegen den Sohn fechten mußte. Sobald aber diese hämische Bosheit bekannt wurde, empörte sie das Gefühl aller Zuschauer. Caraheu wurde dadurch so aufgebracht, daß er auf der Stelle dem grausamen Murgalant sein Schwerd in die Brust stieß. Zugleich brachen auch beyde Heere los, trieben die Sarazenen zurück, die aus Jerusalem herausgekommen waren, das Gefecht mit anzusehn, und drangen mit ihnen vermengt in die Stadt hinein. Die Stadt ward erobert, der König Moisan erschla-

schlagen; Guyon und Walther hielten Danksagungen in der Kirche zum heiligen Grabe; der lezte heyrathete die schöne Clairette, die eine Christin wurde. Man versäumte auch keine Zeit, zur Befreyung Ogiers und der andern Gefangenen zu eilen. Noradin, der ein siegreiches Heer gegen sich anrücken sah, bot zwar alle seine Kräfte dagegen auf, aber es half ihm nichts; er verlor eine blutige Schlacht, in der er selbst ums Leben kam; Babylon ward erobert, alle Gefangnen wurden befreyt, und Ogier zum König gekrönt. Doch behielt er diese Krone nicht lange, sondern überließ sie seinem Oheim, Gerhard von Roußillon, der sich bald hernach Gerhard vom Euphrat nennen ließ, unter welchem Namen wir eine Erzählung seiner Abendtheuer haben. Bald darauf kam das christliche Heer zurück nach Jerusalem, wo ebenfalls Ogier zum König ausgerufen wurde. Allein auch diese Krone trug er nicht lange, sondern übergab sie seinem Neffen Walther. Hier entschlossen sich endlich auch Caraheu und Gloriande, Christen zu werden; sie wurden im Jordan getauft, und nachher, wie der Romanzier sagt, in ihrem Glauben so eifrig, daß sie noch jezo unter dem Namen S. Akarius und S. Euphrasia verehrt werden. König Guyon schifte sich in Akra zur Rückkehr nach Dännemark ein; eben das thaten Caraheu und Gloriande, um nach Afrika zurück

zu

zu kehren. Nach ihrem Beyspiel gieng auch Ogier zu Schiffe, um Frankreich wieder zu sehn; aber er sollte sobald nicht dahin kommen; die Stunde war erschienen, wo Morgagna die Früchte ihres lezten Geschenks bey seiner Geburt ärndten sollte. Er seegelte mit ziemlich günstigen Wind auf ofnem Meere, als plözlich ein schneller Strom, der selbst den erfahrensten Steuerleuten in diesen Gewässern unbekannt war, das Schiff mit einer unwiderstehbaren Gewalt dahinriß. Man erblickte eine erhabene Küste, die von Magnet war; man konnt' es nicht vermeiden, sich ihr zu nähern; das Steuerruder richtete sich von selbst nach einem anmuthigen Gestade zwischen zwo steilen Felsenklippen; das Schiff wurd an sie getrieben, daß es sanft an ihnen scheiterte. Ogier trat an Bord des Schiffs; vor ihm lag ein Bret, damit er desto leichter ans Land steigen könnte; er machte sichs zu Nuz, und sobald er auf festem Boden war, warf ein Windstoß das Schiff mit der übrigen Mannschaft zurück ins ofne Meer, und trieb sie nach den Küsten von Frankreich.

Alles das war seltsam genug und hinreichende Ursache für Ogier, sich zu entsetzen, wenn dessen ein Held fähig wäre. Außerdem nahm er noch mancherley wahr, das ihn beruhigte, und sogar ergözte. Ihn dünkte, ein zahlreicher Haufe wohlgestalteter, gut-

geklei-

gekleideter Leute kommen ihm entgegen, um ihn mit Merkmalen von Ehrfurcht und Wohlwollen zu empfangen. Auch war es so; die Leute umgaben, bewunderten ihn, jauchzten ihm zu, bis er an den Vorhof eines prächtigen Pallastes kam. Aus diesem trat die Fee Morgagna, umringt von einer Schaar reizender Mädchen, unter denen sie die jüngste und schönste zu seyn schien. „Kommt „her, mein Sohn, rief sie ihm zu, kommt zu mir „in mein Schloß, wo ich schon so lange Eurer „warte. Ich war bey Eurer Geburt . . . Das „könnt' ich vielmehr bey der Eurigen gewesen seyn, „rief Ogier, und kniete vor ihr nieder, denn „Ihr seyd wohl kaum achtzehn Jahr alt . . . „Ich bin älter, versetzte die Fee bescheiden; doch „folgt mir jezt; ein andermal soll Euch dieses Ge„heimniß erklärt werden." — Sie kamen bald in einen prächtigen Saal. Hier nahm die Fee eine Krone von Gold, und geschmückt mit Edelsteinen, die Blätter von Lorbeern und Mirthen und Rosen bildeten, und setzte sie dem Ritter auf. „Herrschet hier, sagte sie zu ihm, und empfanget „diese Krone zum Zeichen der Allgewalt, die Euch „hier auf ewig verstattet ist." Ogier ließ sie sich aufsetzen, diese Krone, mit deren Besitz die Gabe unsterblicher Jugend verbunden war, aber auch zugleich Vergessenheit jeder andern Empfindung außer dem Gefühl der Liebe für Morgagna und

der Freuden, die sie schenken konnte. Von diesem Augenblick an dachte Ogier nicht mehr an Karl den Großen und seinen Hof, nicht mehr an seinen erworbnen Ruhm, dachte nicht der Kronen, die er nach und nach getragen hatte; auch die Erinnerung der süssesten Stunden war aus seinem Gedächtniß hinweggelöscht; Elisene, Gloriande, Clariße waren vergessen; er kennte nur Morgagna, sah nichts mehr als sie. Sie führte ihn nach und nach durch alle Zimmer ihres Pallastes, und durch alle Lauben und Schattengänge ihrer Gärten. Er ward hier immer etwas Neues gewahr, die Kunst der Fee zeigte ihm überall abwechselnde Schönheiten. Aber an ihr selbst vornämlich, an ihr selbst entdeckt' er unaufhörlich Reizungen, die er zuvor nicht gesehen hatte, und auch das war ein Werk ihrer Kunst. Eingewiegt in solche süße Täuschungen zählte Ogier keine Tage; sie verflossen ihm wie Stunden. Dünkten ihn auch die Nächte etwas länger zu seyn, so wars doch nur deswegen, weil immer neue Freuden jeden ihrer Augenblicke zu vervielfältigen schienen. Inzwischen verrauschten ihm so viele Tage und so viele Nächte, daß er, ohn' es inne zu werden, zweyhundert Jahr im Pallast der Fee zugebracht hatte, als ihn eine Begebenheit aus ihren Armen riß, die wir erzählen wollen, nachdem wir zuvor

einige

einige Anmerkungen über den ersten zweyhundertjährigen Aufenthalt Ogiers im Schlosse Avalon werden gemacht haben.

Sobald er im Schloß eingewohnt und damit bekannter geworden war, sagte ihm Morgagna, sie hätte ihm einen Ritter vorzustellen, der es auch bewohne; einen Ritter, den er zwar von Ansehn nicht kennte, von dem er aber sicherlich gehört haben würde. Sie meinte den König **Artus**, ihren Bruder, den sie vor 460 Jahren, in dem Augenblick, wo ihn der verrätherische Mordrec durchbohren wollen, entführt, und in dieses schöne Schloß, als in eine sichere Freystätte, gebracht hatte. Zwar glaubte ganz Frankreich und England, **Artus** sey schon lange tod, und die Ritterschaft von der Tafelrunde mit ihrem Oberhaupt erloschen, wenigstens, dachte man, habe sich nur ein schwacher Rest von ihr noch einige Zeit nach seinem Tod erhalten; allein man irrte sich; **Artus** war noch immer in Avalon. Hier gab sich Morgagna unabläßig Mühe, ihn auf eine Art, die seiner würdig wäre, zu ergötzen, und ließ auch öfters Ogiern Theil daran nehmen. Ihr Bruder Oberon, der Feenkönig, besuchte sie oft, um ihr Nachricht von allen Vorfällen in der Welt zu geben, und unterstützte sie in ihren Bezauberungen. Er hatte ihr eine Schaar

flüchtiger Geisterchen zum Gefolge gegeben, die alles thaten, was sie begehrte, und jede Gestalt annehmen konnten. Diesen hatte sie befohlen, den König Artus nach seinem Geschmack zu beschäftigen und zu ergötzen. Sie nahmen also sehr oft die Gestalt jener würdigen Ritter an, die ehmals die Zierde seines Hofs gewesen waren. Es schien, als kämen diese Ritter zu ihm in der Absicht, ihn wegen der Auslegung einiger Artikel der Ordensstatuten um Rath zu fragen. Sie sprachen mit ihm von ihren ehemaligen Kriegen; beklagten sich zuweilen, daß der Geist der Ritterschaft sich immer mehr von der Welt verliere, daß man seit zwey oder drey Jahrhunderten in Absicht auf Tapferkeit und Galanterie ziemlich tief gesunken sey, u. s. w. Damit aber auch nicht immer blos erzählt würde, und um mehr Abwechselung in die Vergnügungen für den König Artus zu bringen, verwandelten sich die Geister oft in Ungeheuer, Riesen, feindliche Ritter; kamen in diesen Gestalten, den Pavillon anzugreifen, den der König bewohnte, und forderten ihn zum Kamf mit der Lanze oder mit dem Schwerd, auf Schimpf oder Ernst. Artus weigerte sich dessen niemals, und trug allemal den Sieg davon, weil er nicht die mindeste Gefahr dabey lief, ob er gleich, um die Scene interessanter und seiner würdiger zu machen, in dem schmeichelhaften Wahn gelassen wurde, als ob

er

er ein sehr gefährliches Abentheuer bestanden hätte. Man kann leicht denken, daß er und Ogier sich nicht wenig freuten, hier beysammen zu seyn. Sie erzählten sich alle schöne Thaten, die zu ihrer Zeit waren verrichtet worden, und breiteten sich vornemlich über diejenigen aus, an denen sie selbst Theil genommen hatten. Nach einiger Zeit entdeckte der König von Britannien dem König von Dännemark und Jerusalem, er hätte eine Ausforderung von einem Riesen, mit Namen **Malambrun**, bekommen, der, unterstützt von dem Zauberer **Papillon**, seine und die Tapferkeit des Ritters, der kürzlich ins Schloß gekommen wäre, auf die Probe stellen wollte. Beyde Helden sahen diese Ausforderung als ein glückliches Ebentheuer an; sie bestimmten den Tag, und bereiteten sich dazu, ohne der Fee davon das Mindeste zu sagen. **Ogier** hatte noch sein trefliches Schwerd Courtain, und **Artus** hatte Escalibor, wie er glaubte, wiedergefunden; eigentlich aber wars ihm von seiner Schwester wiedergegeben worden, die ihm dabey sagte, sie hätt' es aus dem See auffischen lassen, in den es der König am Tage seiner Niederlage durch Mordrec geworfen hatte. Mit solchen Waffen versehen siegten beyde; der Zauberer und der Riese bekannten sich zu ihren Sklaven, denen sie nach Gutdünken gebieten könnten. **Artus** behielt **Malambrun**, **Ogier** aber den Zauberer, und

beyde wurden von ihnen mit der tiefsten Unterwürfigkeit bedient. Sie ließen sie zuweilen in ihrer Gegenwart ringen, und ergötzten sich unendlich an der Stärke des einen und der Gewandheit des andern.

Indessen, daß auf diese Art ihnen die Zeit so angenehm im Schloß der Fee dahinschwand, rollten in der übrigen Welt Jahrhunderte, folgten Glück und Ungemach in raschem Wechsel aufeinander. **Walther** wurde, nachdem er einige Zeit mit der schönen **Clairette** Jerusalem beherrscht hatte, von den Sarazenen vertrieben. Ein gleiches Schicksal hatte von ihnen auch **Gerhard** zu Babylon erfahren. **Walther** mußte sich mit seiner Gemahlin und zwey Kindern nach Europa flüchten, wohin sie auch glücklich gelangten. Das gelobte Land fiel wieder in die Hände der Ungläubigen, in denen es auch blieb, bis es die Nachkommenschaft **Ogiers** unter der Regierung **Gottfrieds von Bouillon** aufs Neu' eroberte.

Jezt war die Zeit erschienen, wo **Ogier** von seiner Fee, wenigstens auf ein Jahr, getrennt werden sollte. Er saß mit ihr am Rand einer Quelle, lauschend auf ihr süsses Gespräch, vertieft in das Anschauen ihrer Reize, als plötzlich jene wunderbare Krone, die er auf dem Haupte

trug,

trug, und seit dem Tage, da sie ihm Morgagna gab, nicht wieder abgelegt hatte, sich ablößte, und auf den Grund der Quelle hinabfiel. Die Fee suchte und wollte sie suchen lassen, aber sie war nicht zu finden. Indessen daß sie damit sich vergebens bemühte, bekam Ogier auf einmal die Erinnerung des Vergangenen wieder; auf einmal stand vor seiner Seele das Bild vom Hofe seines Kaysers, von dem rastlosen aber ruhmvollen Leben, das er da geführt, von allen Ländern, die er als Eroberer durchzogen, deren Kronen er getragen hatte. Er schämte sich, jetzt seine Tage in wollüstigem Müssiggang oder höchstens in eingebildeten Kämpfen mit Schattengestalten zu verträumen; den ganzen noch übrigen Theil des Tags schlich er traurig in den Gängen und Lauben des Gartens umher, und gieng erst spät am Abend ins Schloß zurück. Hieher war ihm schon Morgagna zuvorgekommen, noch schwermüthiger als er. Er fand sie im Gespräch mit ihrem Bruder Oberon, der ihr die Schlüsse des Schicksals eröfnete. Es war beschlossen, Ogier sollte noch eine Reise nach Frankreich machen, und sich an dem Hof eines neuen Königsgeschlechtes sehen lassen, das bestimmt wäre, dieses mächtige, glänzende Reich durch Jahrhunderte zu beherrschen; er sollte sich an die Spitze des Heeres des ersten unter diesen

sen Königen stellen, und alle Ungläubigen vollends aus dem Reich verjagen; so daß nunmehr die Könige mit vollem Recht und ohne Widerspruch den Titel des Allerchristlichsten führen könnten; endlich sollt' er in Paris den Geist von Frölichkeit und Galanterie, der zu Karls des Großen Zeit darinnen geherrscht hatte, wieder beleben und so allgemein machen, daß er sich auch bey den spätesten Nachkommen noch erhielte. Alles das, setzte Oberon hinzu, sollte binnen einem Jahre geschehn; dann sollte Morgagna ihren Liebling wiederbekommen, und ihn ungestört Jahrhunderte lang behalten.

Durch dieses Versprechen ein wenig getröstet, ließ sich endlich Morgagna die Trennung gefallen. „Ich weiß, wornach jezt Eure ganze Seele strebt, sagte sie zu ihm; ich will Euch nicht zurückhalten; morgen will ich alles zu Eurer Reise bereiten lassen.“ — Hierauf erzählte Oberon dem Ritter, Karl der Große sey schon lange tod; er habe zwey Jahrhunderte hindurch Nachfolger gehabt, die, immer schwächer und zu regieren unfähiger, die Zügel des Reichs von Jahren zu Jahren sorgloser gehalten hätten, bis sie zulezt ihren kraftlosen Händen ganz entfallen wären; gegenwärtig sitze das Kapetingische Haus auf dem Thron, und dieses Geschlecht solle den Ruhm des

Reichs

Reichs auf den höchsten Gipfel erhöhn; allein nach einer langen Reihe von schwachen und unglücklichen Regierungen sey es nöthig, den ganz verlornen Geist der Ritterschaft in Frankreich wiederherzustellen, und Ogier allein sey fähig, dieses große Werk zu vollenden. — Die folgende Nacht verstrich unter den lebhaftesten Versicherungen von Zärtlichkeit und Bedauern, die Ogier und Morgagna gegen einander vertauschten. Am Morgen kam Oberon wieder zu ihnen mit einem Geist, den er dem Ritter zum Knappen auf seiner Reise bestimmt hatte. Benoit hieß der Geist, ein schlaues Geschöpfchen von wunderbarer Geschicklichkeit, fähig jede Rolle zu spielen, kurz so beschaffen, wie ihn ein Ritter brauchte, der ein ganzes Jahrlang Abentheuer von jeder Art sollte erfahren. Morgagna ihrer Seits nahm es sich auf, ihrem Liebling ein schönes Roß zu verschaffen; sie konnte ihm kein bessers geben, als einen andern Geist, Papillon, der ihr zu gehorchen die Gestalt eines prächtigen Rosses annahm, das Alsan, Bayard und Rabicant übertraf. In Absicht auf die Rüstung konnte man nichts bessers thun, als ihm die wiedergeben, die er sonst geführt hatte, vornämlich aber sein treues Schwerd Courtain. Um auch sicher zu seyn, daß er den Damen gefallen würde, durft' er nur behalten, was er besaß, die männlich-schöne Gestalt, den majestä-

 tischen

tischen Wuchs, den edlen Ton, die geistreiche galante Unterhaltung, alles Geschenke, die er bey seiner Geburt empfangen, und sein ganzes Ritterleben hindurch bis zum Aufenthalt in Avalon erhalten hatte. In der That war er schon ziemlich alt, aber noch immer hätte man ihn für einen Mann in den schönsten Jahren des Lebens angesehn; auch konnt' er von seinen Annehmlichkeiten nichts verlieren, so lang er bey der Fee bleiben würde; allein jetzt sollt' er sich von ihr entfernen, und nun lief er Gefahr, zu einem kraftlosen Greis zusammenzuschrumpfen. Um das zu verhüten, gaben ihm **Oberon** und **Morgagna** einen Ring, und sagten ihm dabey: „Erhaltet „ihn sorgfältig, wie ein kostbares Kleinod; Ihr „bedürfet dieses Ringes zur Vollziehung des ehren„vollen Geschäftes, das Ihr auf Euch habt; seht „Euch wohl für, daß Ihr ihn nicht verliert; „und erinnert Euch, fuhr die Fee allein fort, „denket immer daran, daß **Morgagna** diejenige „ist, die Euch nieverwelkende Jugend und nimmer„sättigende Freuden gab.“

Endlich bestieg **Ogier** mit **Benoit** und **Papillon** einen Nachen, den ihm die Geister des Meeres bereit hielten. Wie ein Flug kam er an die Küsten von Languedoc; von da nach Montpellier, und dann weiter auf seinem wunder-

baren Roß in wenig Tagen nach Paris. Hier schmückt' er sich, wie sich Krieger schmücken können, und begab sich dann mit seinem Knappen Benoit dahin, wo vormals der Pallast Karls des Großen gestanden hatte, nämlich am linken Ufer der Seine, an eben der Stätte, die einige Jahrhunderte zuvor der Wohnplaz Julians des Abtrünnigen gewesen war. Ogier fand diesen Pallast gänzlich zerstört; nur einige zerfallene Mauern waren davon noch übrig; die Normannen hatten ihn bey der Belagerung unter Karl dem Dicken verwüstet. Man zeigte unserm Ritter den neuen Pallast an der Spitze der Insel Notre-Dame, und sagte ihm dabey, die Könige, die ihn bewohnten, hießen Hugo und Robert, sein Sohn. Ogier wandert dahin, durch Gassen, die ihm meistens unbekannt sind, bey Häusern vorbey, deren Bauart von der zu seiner Zeit gewöhnlichen sehr verschieden ist. Die ersten Vorübergehenden, die er anredet, verstehen ihm zwar, aber sie antworten ihm in einer Sprache, die eine Menge für ihn ganz neue Worte hat: die Soldaten, welche die königliche Garde ausmachen, tragen jetzt statt Picken und Lanzen, mit denen sie sonst bewafnet waren, Lombarden oder Hallebarden. Er kömmt in den großen Saal; man fragt, wer er ist; — „Ogier von Dännemark —“ Ein unbekannter Name! Er ver-

langt mit den vornehmsten Hofbedienten aus dem Zeitalter Karls des Großen zu sprechen; nennt sie bey ihren Namen, die eben so unbekannt als der seinige geworden waren, bezeichnet sie durch die Titel der Chargen, die sie bekleideten; allein die meisten von diesen waren abgeschaft, und die übrigen waren zwar noch üblich, aber unter andern Benennungen. Fragt er z. E. nach dem Oberstallmeister, so glaubt man, er rede von dem ersten General; erkundigt er sich nach den Ausspendern der Allmosen, und den Schazmeistern der für die Armen bestimmten Gelder, so versteht man ihn von angesehensten und reichsten Prälaten des Hofs; so auch mit allen übrigen. Kurz, niemand erkennt ihn; kaum kennt er sich selbsten noch. Seine Kleidung war eben so wenig nach der Mode als seine Sprache; einige Hofleute erinnerten ihn, man erscheine am Hofe nicht mehr in voller Rüstung, wie er jezo, höchstens behalte man davon einige Stücke zum Merkmal seines Ranges. „Bey „meinem Schwerd, rief endlich **Ogier**, den al„les das ungeduldig gemacht hatte, bin noch so „angethan, wie's geziemet einem Ritter vom „Hofe Karls des Großen, Kaysers von Rom „und Königs der Franken; wisset nun, daß ich „heiße **Ogier von Dännemark**.“ Eben wollte man ihm vorwerfen, daß seine Sprache gal-

lisch, und nicht mehr nach dem guten Gebrauch wäre, als der junge Montmorency, indem er ihn aufmerksamer ansah, in allen seinen Zügen den großen Ogier zu erkennen glaubte, dessen Urenkel er von mütterlicher Seite war. „Lieber „Vetter, sagt' er zu Guy de Laval, der neben „ihm stand, dünkt Dich nicht auch den edlen Ahn-„herrn zu sehn, dessen Bild über dem Kamin in „dem grossen Saal unsers Schlosses wir so oft „bewundert haben?“ Sicherlich! antwortete Guy — Beyde gehen näher zum Ritter, befragen ihn; der edle feste Anstand, mit dem er antwortet, bestätigt ihre Vermuthung. Endlich überzeugen sie sich vollkommen, daß der Hof ihres Königs in dieser Stunde die Blume der Ritterschaft Karls des Großen besitze. Ogier wird, wie im Triumph zum König geführt; allgemeine Bewunderung folgt ihm wegen seines edeln Anstands; der Verdacht, den man gegen ihn hatte, das Lächerliche, das man auf seine Kleidung warf, verwandelt sich in Ehrfurcht und Enthusiasmus. Beyde Könige, nachdem sie sich zuvor versichert haben, daß es würklich Ogier sey, betrachten ihn als einen Helden, der ihnen sehr nützlich seyn könne, und seine Widerkehr als einen untrüglichen wundervollen Beweis des Schutzes, den der Himmel ihnen und ihren Nachkommen verleihen wolle. Es ward ihm ein besonderes Zimmer im

Schloß

Schloß eingeräumt. Er erkennte mit Vergnügen eine zahlreiche Nachkommenschaft von ihm und seinen ehemaligen Kriegsgefährten. Bald war kein junger Herr mehr, der nicht behauptet hätte, mit ihm verwandt zu seyn.

Man suchte ihn zu bereden, daß er hier und da etwas an seinem Anzug ändern, und sich mehr nach der Mode kleiden mögte. „Das will „ich wohl, gab er zur Antwort, nur daß man „mir nicht vorschlage, die Richtschnur zu ändern, „nach der ich bisher gehandelt habe; sonst will „ich im Anzug gern der Mode folgen, wäre sie „mir auch ein wenig unbequem oder lächerlich. „Wenns darauf ankömmt, muß man sich wohl „in die Zeit schicken, und, setzt' er lächelnd hin„zu, die Kutte macht ja nicht den Mönch." — Eben so dacht' er auch in Absicht auf die innern Verzierungen und Meublirung der Häuser; eben so in Ansehung der Kocherey, die er seit zweyhundert Jahren sehr verändert fand.

Er war noch nicht lang am Hofe, als Frankreich und die Hauptstadt selbst mit einem neuen Einfall der Normannen bedroht wurde. Die Könige trugen ihm das Kommando gegen sie auf, und er nahm es an mit dem Vergnügen eines Helden. Nach einigen Tagen gab man ihm ein

Ver-

Verzeichniß der Truppen, in dem er noch manchen berühmten Namen fand, der ihn seit langer Zeit bekannt war. Er bemerkte, daß alle, die von der Krone Lehne trugen, große oder geringe, sich rühmlich beeiferten, gegen diese gemeinschaftlichen Feinde des Staats und der Kirche zu dienen, daß sie des Privathasses jetzo nicht gedachten, der ihnen schon oft die Waffen gegeneinander in die Hände gegeben hatte. Auch die Bischöffe hatten sich entschlossen, ihre Vasallen gegen die Feinde zu stellen, zum Theil auch wohl sie selbsten anzuführen, denn es gab noch immer geistliche Herren, die mit dem Erzbischof Turpin gleichen Geschmack hatten. Der allgemeine Sammelplaz der Truppen war Beauvais, wo Ogier Musterung anstellte. Hier sah er zum erstenmal als Krieger bewafnet eben die jungen Ritter, die er in den ersten Tagen seines Aufenthalts am Hof galant und mit Geschmack gekleidet tanzen, oder durch die Strassen von Paris mit Leichtigkeit und Anmuth dahintändeln gesehn hatte. Er fand an ihnen auch unter der Rüstung jenen guten Anstand wieder; die Art, wie sie sich jezt im Lager benahmen, entzückte ihn; „jezt, lieben Söhne, „sagt' er zu ihnen, jezt erkenn' ich Euch für „Nachkommen von mir; Ihr macht meinem Ge„schlecht Ehre, und beweiset, daß Ihr draus her„stammt; schier hatt' ich dran gezweifelt.“ Alles sein

Miß-

Mißtrauen an ihrer Tapferkeit war nun verschwunden, und er empfahl ihnen nur noch gute Kriegszucht und Aufmerksamkeit; dann rückte man auf die Feinde los, die man bey Clermont in Beauvoisis antraf. Ogier hatte sein Heer bald in Schlachtordnung gestellt; bevor es aber zum Treffen kam, nähert' er sich allein dem feindlichen Lager, auf einem halben Pfeilschuß, und forderte ihren Anführer auf einen Kampf Mann gegen Mann heraus; doch dieser weigerte sich dessen, und nun bereiteten sich beyde Heere zu einem allgemeinen Gefecht. Man fing an, wie's gebräuchlich war, Rolands Schlachtgesang zu singen; Ogier hörte mit Vergnügen zu, denn er hatte den Helden des Gesangs selbst gekannt. Ein schöner Geist in der Armee ließ sichs einfallen, ihm zu sagen, daß er, wenn er Zeit gehabt hätte, einen andern für ihn hätten machen wollen, den die Soldaten eben so gern würden gesungen haben. „Bey meinem „Schwerd! antwortete Ogier, mir liegt nichts dran, „daß man mich besingt, wenn man nur mir nach„folgt.“ In dem Augenblick, wo der Angriff geschehen sollte, belagerte ihn gleichsam ein Schwarm von Adjutanten, die ihn Namens ihrer Generale fragten, von welcher Seite der oder jener Haufen anrücken sollte. „Immer gerade zu! antwortete Ogier; „alles darniedergehauen, was Euch entgegen„steht! immer mir nach, und gethan wie ich! —“

Man

Man gehorchte ihm, und ohngeachtet eines langen hartnäckigen Widerstandes wurden doch die Feinde zum Weichen gebracht, verfolgt und gänzlich geschlagen. Ogier erlegte mit eigner Hand ihren Anführer; sie mußten über den Fluß, die Somme, wieder übersetzen, und nach sehr beträchtlichem Verlust sahen sich die Uebrigen gezwungen, die Waffen niederzulegen, und nicht nur die Herrschaft, sondern auch die Religion der Ueberwinder zu erkennen. Solchergestalt war in Frankreich nicht ein Heide, nicht ein Ungläubiger mehr zu finden; keiner erreichte seine Flotte wieder, und nachher hat es keiner, sich sehn zu lassen, aufs Neue gewagt. Um auch desto sicherer dagegen zu seyn, ließ Ogier zwey Orte an der Seine befestigen, Abbefülle und Saint-Valery. In beyde wurden starke Besatzungen gelegt, und beyde erfahrnen, wachsamen Gouverneurs anvertraut. So ruhmvoll endete dieser Feldzug.

Ogier kehrte zurück nach Paris, und brachte da den Winter zu, in höchster Achtung bey den Königen, beym Hof und Militär, bey der Geistlichkeit, bey dem ganzen Volk, vornämlich aber bey den Damen. Er führte überall die Grundsätze ein, die am Hofe Karls des Großen geherrscht hatten; aber er wußte ihnen einen so gefälligen Anstrich zu geben, daß man nichts altväterisches,

risches, nichts neumodisches an ihnen finden konnte. Er war bey allen geheimen Berathschlagungen gegenwärtig. Wenn schwere und bedenkliche Sachen vorkamen, hört' er mit Aufmerksamkeit zu, und sagte denn seine Meynung nach Vernunft und Billigkeit. Machte man ihm bey verschiedenen militärischen Gebräuchen den Einwurf, daß die Zeit manche Veränderung nothwendig gemacht hätte, so gab er zur Antwort: „Die Grundsätze der Kriegskunst und Kriegszucht hätten sich niemals geändert; bey allen Völkern und zu allen Zeiten wären es dieselben gewesen, wärens noch und würdens auch seyn; nur die Verschiedenheit der Gegenden und der Waffen bestimmte ihren Gebrauch genauer.“ Er war voller Ehrfurcht für die Religion, wie mans zu Karls Zeiten gewesen war; er erfüllte alle ihre Pflichten unverstellt, und pflegte oft zu sagen, er hätte in seiner Jugend dem Erzbischof Turpin mehrmals den Hirtenstab und selbst die Füsse geküßt; weil aber der gute Mann die Grille gehabt, den Ritter zu spielen, hätt' er öfters mit ihm gekämpft, und ihn allemal aus dem Sattel gehoben. Die ganze Nation hatte Liebe und Ehrfurcht für ihn, zumal da er sich zu keiner allzugrossen Vertraulichkeit herabließ. Er war gut und menschenfreundlich, aber ohne Schwachheit und Pralerey. Er pflegte gern den Feyerlichkeiten bey Hof und in

der Stadt beyzuwohnen, und fällte sein Urtheil über die Arbeiten der Trouvires und Menestrals nach einem natürlichen weit sicheren Gefühl als der Ausspruch der Regeln, die er nicht kannte noch kennen wollte. Sein eigentlicher Triumph aber war die edle schöne Galanterie seines Zeitalters. Man hatte anfangs befürchtet, ein Ritter, der seine erste Thaten in diesem Fach vor mehr denn zweyhundert Jahren verrichtet hätte, mögte denjenigen nicht beykommen können, die eben erst in diese Laufbahn eingetreten wären; allein er zeigte bald, daß man sich hierinnen geirret hatte. Das blieb freylich jedermann unbegreiflich, wies zugieng, daß er kaum vierzig Jahr alt zu seyn schien; allein er hütete sich wohl, das Geheimniß zu enthüllen, weil er weder von seinem Aufenthalt bey der Fee, noch auch davon etwas sagen mogte, daß er verbunden sey, nach Vollendung seines Geschäftes dahin zurückzukehren. Er gab dadurch einen Beweis seiner Verschwiegenheit in Absicht auf die Freuden der Liebe, die ihm vormals zu Theil geworden waren. Zwar gestand er, daß er deren viele genossen hätte, aber die Namen seiner Freundinnen nannt' er niemals. Zuweilen sagt' er lächelnd, er hätte an der Sippschaft der meisten jungen Herren am gegenwärtigen Hofe vielleicht mehr Antheil, als sie wohl selbst nicht vermeynten; „aber, setzt' er hinzu, wir hattens „in jenen Zeiten uns zur Richtschnur gemacht, gegen „die Damen, selbst unter vier Augen, ehrerbietig und „hintennach verschwiegen zu seyn.“ Solche lobens-

würdige Grundsätze, unterstüzt von einem ausgebreiteten Ruf und edler kriegerischer Gestalt und Artigkeit, versicherten ihn des glücklichsten Erfolgs bey den Damen; das schöne Geschlecht liebt die Helden. Auch machte er den Winter über so viel Eroberungen, daß Morgagna, die in ihrem Zauberspiegel alles sah, beynahe eifersüchtig geworden wäre, wenn sie nicht zuverläßig gewußt hätte, daß er bald in Avelon sie alle vergessen würde.

Inzwischen hätte beynahe die seltsamste Begebenheit, die ihm jemals widerfuhr, sein großes Geheimniß verrathen.

Die alte Gräfin von Senlis hatte in ihrer Jugend unter den Schönheiten an den Höfen Karls des Einfältigen, und Ludwigs des Faulen eine Stelle behauptet; jezt hatte sie schon seit ziemlich langer Zeit nichts mehr übrig, als Hang zum Vergnügen, ohn' im Stande zu seyn, zum Genuß zu reizen. Nichts destoweniger kam sie, da sie täglich die schönsten Lobreden auf Ogier hörte, und dabey wahrnahm, daß ihn die liebenswürdigsten Damen am Hofe sehr wohl leiden mogten, auf den Einfall, sie wollte auch einen Angriff auf sein Herz versuchen. Einige Ansprüche, die sie auf die Grafschaft Vermandois haben konnte, mußten ihr zum Vorwand dienen, unsern Helden um eine geheime Unterredung bitten zu lassen, die er ihr auch bewilligte. Sie kam

zur

zur bestimmten Stunde, so verführerisch als möglich ins schönste Rosenfarb gekleidet, aber freylich verhielt sie selbst sich eben so dazu, wie ein erstorbnes Blatt zu einer frischen Blume. Die Angelegenheit wegen der Grafschaft wurde nur flüchtig berührt, destomehr aber von dem Zutrauen gesprochen, das sie zu Ogier hätte, und er nach ihrer Meinung ohne Zweifel verdiente. „Ich bin zu jung, sagte sie zu ihm — und liebäugelte dabey — als daß ich Zeugin Eures ersten Erscheinens an diesem Hof hätte seyn können; aber ich erinnere mich, in meiner zartesten Kindheit von meiner Großmutter gehört zu haben, daß sie Euch noch am Hofe Karls des Großen gesehn hätte. Wie schön war er nicht, dieser Ogier! — so pflegte sie zu sagen — wie galant! wie bescheiden! und verschwiegen! — Sie war immer gerührt, wenn sie von Euch sprach, und wahrlich! es fehlt nicht viel, so fühl ich das nämliche, indem ich mit Euch rede? Wär' es wohl möglich, daß ich an Euch eben die Annehmlichkeiten entdeckte, die meine Großmutter an Euch fand? . . .“ Manchen andern hätte vielleicht die Frage verlegen gemacht; Ogier war es nicht; er würde gewiß gut geantwortet haben, wenn nicht ein Zufall alles verdorben hätte. Indem nämlich die Gräfin die lezten Worte sagte, drückte sie dem Ritter die Hand, und da er sie zurückzog, streiften die dür-

ren entfleischten Finger der alten Gräfin den Ring mit ab, den ihm Morgagna angesteckt hatte. In dem Augenblick hörte auch die Würkung der Bezauberung auf, und da stand er auf einmal alt, eingefallen und kraftlos. Er war darüber sehr betrübt, die Gräfin sehr erstaunt, doch fiels ihr gleich ein, es müßte darunter ein Geheimniß verborgen seyn. Sie greift hastig nach dem Ring; Ogier bückt sich, ihn aufzuheben, aber sie stößt ihn ohne Mühe auf die Seite, erwischt den Ring und steckt ihn an. In einem Nu ist sie wieder verjüngt, ist sie ein blühendes Mädchen von zwanzig Jahren; ihre bleichgelbe Haut blendend weiß; verschwunden sind ihre Runzeln; aus ihren eingesunkenen erstorbenen Augen blizt ein Feuer wie in den schönsten Jahren ihrer Jugend; ihre Zähne haben sich wieder zusammengereiht und schmücken aufs Neue einen Mund, auf dem ein Lächeln der Liebe schwebt. — Sie will mit dem Ring davoneilen; Ogier strengt alle Kräfte an, sie zurückzuhalten; sie schreyt auf, wehrt sich; man läuft auf ihr Schreyen herbey, und alles erstaunt in dem Zimmer des tapfern Ogier einen eingeschrumpften Greis zu sehn, von dem eine junge schöne Dame sich loszuwinden strebt. Zum Glück erkennt Benoit, dem das Geheimniß mit dem Ring bekannt war, seinen Herrn, und nimmt ihr, ohne Respekt für ihre neue Reizungen,

den

den Zauberring mit Gewalt ab, und giebt ihn seinem Herrn zurück. Mit eins sind beyde wieder, was sie zuvor waren, Ogier ein schöner Mann, die Dame ein altes Mütterchen.

Diese Begebenheit hatte viele Zeugen gehabt; sie mußte also großes Aufsehen am Hofe machen; Kriegsleute und süße Herren, Damens alt und jung, schwazten ohn' Aufhören davon. Ogier, immer bescheiden und verschwiegen, wollte nichts, wenigstens die Hauptumstände nicht einräumen; die Gräfin hingegen gab ihnen eine Wendung zu ihrem Vortheil, und behauptete keck, Ogier selbst hätte ihr mit dem Ring ein Geschenk machen wollen; er gehörte also ihr, und der Ritter wäre verbunden, ihr ihn wieder zu geben. Damals wurde jeder beträchtliche Streit durch den Zweykampf ausgemacht; die Gräfin suchte also überall Ritter zu ihrer Vertheidigung, denn es war für sie eine gar zu süsse Hofnung noch lange die Jugend zu behalten, deren Annehmlichkeiten sie seit dreißig Jahren erst vorhin, aber leider! nur auf wenig Augenblicke wiedergeschmeckt hatte. Sie verpfändete alle ihre Güter, verschwendete ihr ganzes Vermögen, um Ritter aufzutreiben, die ihre Sache verfechten möchten; brachte auch deren auf dreißig zusammen. Ogier nahm die Ausforderungen derselben alle auf einmal ein, und bestellte sie alle auf einen Tag. Sie erschienen, und nun stürzt'

er auf sie loß, wie ein Löwe unter eine Heerde, ohne ihnen Zeit zum Besinnen zu lassen; einer nach dem andern flog aus dem Sattel, und Ogier kehrte siegreich nach Paris zurück. Man erhob seinen vielfachen Sieg, und feyerte ihn mit glänzenden Festen. Die schöne Königin Constantia ließ sich von ihm selbst die ganze Begebenheit mit der Gräfin erzählen; das Ebentheuer kam ihr sehr drollicht vor, und sie lachte herzlich darüber.

Als er von ihr kam, wollt' er zu Pferd steigen; Benoit reichte ihm die Hand, und wollte ihm hinauf helfen; allein er war jezt am Ziele seiner Bestimmung.

Eine schimmernde Wolke senkte sich vom Horizont herab, und schwebte langsam immer näher zu dem Ritter. Aus der Wolke hervor streckte sich ein Arm, weiß wie die Lilie, und befestigte mit einer eben so schönen Hand eine Krone von Gold und Edelsteinen auf das Haupt des Lieblings der Feen. Dieses war die geheimnißvolle Krone, die ihn wieder in die vormals genossene Freuden zaubern sollte. In eben dem Augenblick schwang sich Benoit flüchtig hinter seinem Herrn aufs Pferd; in eben dem Augenblick auch war Papillon beflügelt, und erhob sich mitten vom Hofe des Pallasts hoch in die Luft; die glänzende Wolke verhüllte alles; Ogier war wieder in Avalon.

H.

II.

Volks - Romane.

Nachricht.

Wegen Mangel des Raums ist der Volksroman in diesem Bande weggeblieben.

III.

Deutsche Romane.

Historien vnnd Geschicht, Camillo und Emilie, von jrer beyder hertzlicher brünstiger Liebe, damit eines gegen das ander ist entzündet gewest, vnd was sich in solcher Lieb zwischen jnen begeben vnd zugetragen. 1587. (In Folio, mit gespaltenen Columnen.)

Vorerinnerung.

Einige Recensenten haben mit Recht gerügt, daß der Herausgeber bisher unter der Rubrik, deutsche Romane, die Auszüge von zu bekannten und neuen eingerückt habe: er wird diesen Fehler zu verbessern suchen, und da er sich an der Quelle verschiedener altdeutschen Romane und Erzählungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts befindet, in Zukunft nur diese seinen Lesern skizzirt liefern. Er giebt zugleich damit einen Beweis, wie gern er sich nach billigem und gerechten Tadel richtet, und wie willig er Belehrungen annimmt. Wenn aber andre Recensenten ihm

Worte

Worte unterschieben, die sich in seinem Texte gar nicht befinden; wenn sie von ihm verlangen, daß er in 2 Bänden, die er liefert, seinen Plan eben so schnell entwickeln soll, als die Pariser Bibliothekare jährlich in 16; wenn sie ihm einer Unwissenheit beschuldigen, die nicht Unwissenheit sondern Blindheit voraussetzen würde, weil alles das, was er verkannt haben soll, in der Vorrede desselben Buchs enthalten ist, das er auszog; wenn sie Muthmaßungen über die ersten Schriftsteller der Ritter-Romane für nöthiger halten, als die Geschichte und Erläuterungen der Gebräuche, die in diesen Romanen auf jeder Seite vorkommen — — so kann er nicht ihrem Tadel beytreten, sondern nur seinem Plan treu bleiben, und ihn tadeln lassen.

Gegenwärtiger Roman ist sehr alt; aber ob er ganz deutschen Ursprungs, oder nur auf fremden Stoff brodirt ist, vermag er so wenig zu zerklittern, als den Namen seines Verfassers: damals gab es noch nicht Hamberger und Meusel, deren unermüdeter Fleiß sie der Nachwelt aufhob. Es befinden sich auch saubere Holzschnitte dabey, aber in dem Geschmacke wie der im Buch Esther, wo Haman gehenkt wird, und ein Kapuziner mit dem Rosenkranz an der Leiter kniet, und ihm vorbetet. Gegenwärtiger Auszug ist übrigens, so viel möglich, in dem beybehaltenen Ton des Romans abgefaßt.

Der Roman.

Zu Aretio, einer Stadt des Landes Hetrurien, lebte ein überaus reicher, tugendhafter und von jedermann in dieser Stadt wohlgehaltener Bürger, der noch nahe in dem funfzigsten Jahre seines Lebens den lezten Erben von seiner ehelichen Frau in einer Tochter empfing, die er Emilie nannte, weil sie schier in der lezten Zeit seines Alters geboren war. Zu eben derselben Zeit wurde einem armen Messerschmidt auch ein „gerader" Sohn geboren, dessen Name Camillus hieß. So oft der Schmidt seinen Sohn anschaute, betrübte er sich über seine Armuth, die ihn verhinderte, ihn so erziehen zu lassen, wie er es wünschte. Endlich übergab er ihn, auf Anrathen etlicher frommen Leute, Emiliens Vater, der ihn mit eben der Sorgfalt auferziehen ließe, als ob er sein eigener Sohn gewesen wäre. Er ließ beyde, Emilien und Camillo, in Eine Farbe kleiden, und sendete sie auch zugleich mit Einem „Zuchtmeister" in die Schule. Beyde wuchsen heran, und jedermann bewunderte die außerordentliche Schönheit dieser Kinder. Eine Seele schien sie zu beseelen, und in ihrem siebenden Jahre war nicht allein „ihr jeglichs in der Grammatica vollkommenlich unterwiesen, sondern auch „gar nahend das Buch Virgilius genannt, zu-„sampt

„sampt dem Prisciano erkannt vnnd ausstudie„ret.“ Sie giengen mit einander in und außer der Schule, hatten eine Lection, eine vbung der Lehre, eine Speiß, eine Stund, eine Ergetzung, und waren das Muster, das Mährchen und die Freude der ganzen Stadt.

Camillo hatte nun das vierzehnte Jahr erreicht, und Emiliens vorsichtiger Vater war bedacht, den allzugenauen Umgang zwischen ihm und seiner Tochter einzuschränken, damit sie „von „wegen grosser Gemeinschaft der Wort und Werk „nicht vielleicht auch in grosse schande mit„einander gerathen möchten.“ So nah Emilien und ihrem Jünglinge diese Trennung gieng, so wusten sie doch ihre Traurigkeit so gut unter einem lachenden Gesichte zu verbergen, daß der alte Vater allen Argwohn verbannte, und sie noch drey Jahre beyeinander ließ. Eine Zeit, wo die Funken der Liebe in ihrem Busen vollends zu Flammen aufloderte, und Löschung wähnte und suchte.

Ein Jüngling aus einem treflichen und vornehmen Geschlecht hielt nun um Emilien an, und bekam sie zur Frau. Er war reich, aber nicht an den Gaben und Tugenden, wie ein Herz, wie Emiliens Herz, und ein Geist, wie ihr hoher Geist sie foderte. Ihre Ehe war also ein neuer

Beweis

Beweis des Eigensinns des Glückes, „das nim-„mer oder gar selten sorge hat, Mann und „Weib, welche gleich vnd eynhällig, zusammen „zu fügen.“

Die Hochzeit wurde mit großer Pracht vollzogen, die vornehmsten der Stadt waren eingeladen, und Mannspersonen und Frauenzimmer, tanzten in mancherley Maaß, nach Laut und Gethön der Saytenspiele, jedes nach seinem besten Vermögen. Aber nun bat der Braut Vater, daß Camillo mit Emilien allein einen Reyen führen mögte, und Beyfall erscholl aus allen Ecken des Saals, und von allen Lippen der Zuschauer: Ein Theil von ihnen, die Frauenzimmer, gaben Camillo's Geschicklichkeit, der andere Theil, die Männer, Emilien den Vorzug, aber darinn waren sie alle insgeheim einig, daß es vom Glück nicht redlich gehandelt sey, zwey so für einander geschaffene Seelen getrennt zu haben. Emiliens Vater schwamm in Freude, er veranstaltete noch, im Uebermaaß seines Entzückens beym Abschied der Gäste, daß Emilie mit Camillo ein Lied, „nach Gedünken,“ singen mögte, und dieß bezauberte vollends alle Anwesende. Noch jetzt spricht man in Aretio mit Entzücken von der Kunst und Süßigkeit ihres Gesanges. Aber Emiliens Gesicht verfärbte sich, und in Camillo's Augeu zitterten Thränen.

Die

Die Gesellschaft verließ das Hochzeithaus, und Emiliens Herz schalt zum erstenmal ihren guten Vater hart und grausam. Sie empfand das ganze Bittre von Camillo's Scheidung, und selbst in den Armen ihres neuen Gemahls, und unter den Freuden des hochzeitlichen Lagers, war Camillo auf jeden ihrer Küsse, Camillo in jeder ihrer Umarmungen, ihm waren ihre Liebkosungen heilig, nicht dem, dem sie das Recht der Ehre und der Spruch des Priesters ertrozt hatte.

Camillo's Zustand war schrecklich, wie er sich nun allein und in seinem Hause befand; der Schlaf vermochte nichts über seine Augen; ein steter Raub seiner Grillen und schwarzen Fantasien, benezte er sein Lager mit seinen Thränen, und seufzte über sein Schicksal, das ihn arm geboren, in einem reichen Hause erzogen, und so früh das Opfer einer hofnungslosen Leidenschaft werden ließ. Er dachte sich seine Geliebte in den Armen des glücklichen Jünglings, und flehte vom Himmel, als um die Gnade eines Sterbenden, daß Emilie, in der Trunkenheit dieser Entzückungen, einen einzigen Gedanken für den einsamen Camillo bewahren mögte. Endlich sezte er sich, und brachte die übrige Zeit der Nacht mit einem Briefe zu, den er an Emilien schrieb, und der das treue

Ge-

Gemälde seines Zustandes enthielt. „Du hast alles mit Dir genommen, sagte er am Schluß, meine Freude, mein Glück, alle meine Haabe, nur nicht die Hoffnung, und meine ewige, unaussprechliche Liebe. Du kannst den unglücklichen Camillo nicht ganz vergessen, es muß noch für ihn eine Stelle in Deinem Herzen offen bleiben, und die Liebe Deines Gemals kann die seinige nicht verdrängen!“

Diesen Brief, mit seinem Ring verpettschaftet, stellte Camillo mit der Morgendämmerung Emiliens Säugamme zu, einer Frau ehrbaren Wesens, die beyden Liebenden mehr ergeben war, als sich selbst, und die, nicht mit langsamen und trägen Schritt, „wie der Frauwen sitt ist,“ sondern fein behende und schnelle Emiliens neuer Wohnung zueilte, und auch so glücklich war, das Billet in ihre Hände zu spielen. Emilie erbrach den Brief mit allem Eifer einer zärtlichen, besorgten Geliebten. Sie überlas ihn zwey, drey, viermal, und löschte fast jeden Zug mit ihren Thränen und Küssen aus; sie gebot der Amme, den andern Tag wiederzukommen, und Antwort zu hohlen, und diese verkündete mit der frölichen Zeitung Camillo neues Leben und neuen Muth. Emiliens Antwort enthielt Versicherungen ihrer fortdauernden Zärtlich-

lichkeit, ihres Antheils und ihres Mitleids, sie beschwur ihn, sie nie wieder mit so kläglichen Briefen zu bekümmern, sondern Muth zu fassen, zu hoffen und zu lieben, ohne seine Gesundheit durch Betrübniß und Harm muthwillig zu schwächen. Sie habe „Worte durch die Luft lauffen empfunden,“ daß ihr Gemahl nächstens in Geschäften nach Florenz reisen würde, und vielleicht begünstige alsdenn die Liebe eine Unterredung.

Diese Antwort that alle die Wirkung, die sich Emilie davon versprochen hatte. Camillo ward wieder der lustige und scherzende Jüngling, der ein „wunsames“ Leben führte, und bis jener glückliche Tag hereinbrechen würde, sich unaufhörlich zu Emilien träumte, in Gedanken mit ihr sprach, sie herzte und an sich schloß.

Der Tag kam endlich, wo Emiliens Gemahl nach Florenz reisete, und auch die Nacht der Zusammenkunft: eine Nacht, die unsern Liebenden nicht im Flug, sondern mit Schneckengange herbeyzuschleichen schien, als hätte ein neuer Josua, ihrer Ungeduld zum Possen, der Sonne zum zweytenmale stille zu stehn geboten. Aber als sie nun endlich gekommen war, die Nacht der Liebe, als sich Camillo in Emiliens Zimmer und Emilie an seinem Busen befand, und treue Schlösser und treue Wände ihr Entzücken vor jedem Störer und

vor

vor jedem Anblick beschützte — Menschenspra-che ist zu arm, um das alles auszudrücken! Der Liebende wirds fühlen, und der, der nicht geliebt hat, gehe hin und liebe! „da seyn nicht gantz voll-„kommen Red, noch gantze Wort geredt wor-„den, so vil vnd embsig on vnterlaß seyn geben „worden der Liebhabenden Küß, je ein in den „andern, dann gar offt so eins redt, war dem „andern ein Lust zu vnterbrechen sein red mit „lieblichen küssen.“

Die Morgenröthe ging schon auf, und „durch-bließ die Länder im Aufgange der Sonne,“ als Emilie ihren Camillo zu scheiden erlaubte, nach-dem er ihr vorher angeloben müssen, sie die fol-gende Nacht von neuem zu besuchen. Hier wur-den nun die nöthigen Verabredungen auf die Zu-kunft getroffen, und heimliche Schlüssel zu den Thüren verfertigt, die unsern Verliebten ihre Zusam-menkünfte immer mehr sicherten und erleichterten.

Zwey Jahre hatte dies Glück gedauert: da schwands! Ein edler Arethusischer Jüngling ver-liebte sich in Emilien, und hielt, nach der Sit-te der italiänischen Buhler, des Nachts Wache bey dem Hause und Fenstern. Camillo, dem dies alles unbekannt war, wurde bey einem sei-ner nächtlichen Wanderungen von ihm entdeckt, und mit dem Geschrey, Diebe! Mörder! ver-

 folgt.

folgt. Die Wache war zum Unglück in der Nähe, drang hinzu, und fand Camillo in Emiliens Hause. Sie schleppte ihn vor dem Richter, der, da er den schönen wohlgestalteten Jüngling, von der Schaar der Stadtknechte umgeben, vor sich stehen sah, ihn innerlich beklagte, leicht errieth, daß nicht das Gestirn der Diebe, sondern das Gestirn der Liebe, Camillo'n den Weg in Emilien's Wohnung gezeigt haben mögte. Unterdessen muste er die Fragen an ihm thun, die sein Amt von ihm foderte, und da er fand, daß Camillo unter das geistliche Gericht gehöre, weil er durch den Vorschub von Emiliens Vater, der ihn noch immer wie seinen eigenen Sohn hielt, im Besitz und Genuß vieler geistlicher Pfründen war, so lieferte er ihn in das bischöfliche Gefängniß ab, wohin der unglückliche Liebhaber noch diese Nacht gebracht wurde, mehr seiner Geliebten als sein eigenes Loos beweinend.

Emiliens Gemal warf so gut als der Richter Argwohn auf Camillo's nächtlichen Besuch und die Unschuld seiner schönen Hälfte: er glaubte alles anwenden zu müssen, um den Feind seiner Ruhe und häuslichen Treue, durch Tod oder ewiges Gefängniß, so weit als möglich zu entfernen. Auf sein Anstiften behandelte der Bischof den Gefangenen auf das strengste, drohte ihm sogar

mit

mit der Folter, aber dieser blieb bey seinem Vorsatz, ehe zu sterben, als das geringste zu Emiliens Nachtheil zu bekennen, und beharrte bey seiner ersten Aussage, daß er blos um zu stehlen in Emiliens Wohnung gestiegen sey. Nach drey Monaten wurde der Bischof endlich des Quälens und Fragens überdrüßig, und als Emiliens Mann ihm von neuem anlag, fuhr er ihm zornig an, und stellte ihm vor, wie er sich wundre, daß er sich so „bläffig" bezeige, und so unweislich seines Hauses eigene Schande an Tag zu bringen strebe, statt daß Camillo alles dulde, und lieber sein Leben verlieren würde, als ein einiges Wort zu sagen, wodurch Emiliens Ehre „vermakelt" werden könne. Der Bischof befreyte auch sogleich den Gefangenen, strafte ihn nur mit dreyjähriger Einziehung seiner Pfründen, wegen des gegebenen Aergernisses, und verbot ihm, bey Strafe ewiger Verbannung, jemals wieder ein Wort mit Emilien zu sprechen, oder nur die Straße zu besuchen, in welcher sie wohne.

Camillo versprach alles, aber kaum war er nach Hause, so war sein erstes, durch die treue Amme an Emilien zu schreiben; er erhielt eine Antwort, wie sie der Größe ihrer Liebe und ihrer Freude angemessen war. Zugleich beschied sie ihn die folgende Nacht wieder zum gewöhnlichen

Rendez-vous. Denn wahre Liebe kennt keine Hindernisse, keine Gefahren, sie bricht sich Stege durch Schlösser und Riegel, durch Wächter und Gitter der Eifersucht; ihr Auge weilt nur auf dem Ziele; was um und hinter ihr ist, kümmert sie nicht!

Camillo war zu sehr Liebhaber, als daß er bey dieser Einladung, eines andern Gedanken fähig gewesen wäre, als den, in Emiliens Arme zu fliegen, und da Bischof, Gefängniß und Verbannung zu vergessen. Von seinem treuen Schwerdt begleitet, begab er sich auf dem Weg, und sah mit Vergnügen, wie der Mond, der Freund der Liebenden, sich hinter einem Gewölke barg, um ihm sicheres Geleit zu geben. Manche Nacht berauschten nun Er und Sie sich wieder in allen Süßigkeiten der Liebe, aber in Gesellschaften, und vor den Leuten, wenn sie das Ohngefehr wo zusammenbrachte, wußten sie sich geschickt zu verstellen, und schienen einander zu fliehen und sich tödlich zu hassen. Diese List schlug so glücklich aus, daß in Einem Jahre das Andenken von jener Geschichte ausgelöscht, und das Murmeln ihnen gänzlich verschollen war, so daß ihre Zusammenkünfte täglich minder gefährlich und weniger gewagt wurden.

Es verbreitete sich damals ein Gerücht, daß Ferdinand, König von Sicilien, die Florentinischen Staaten mit einem mächtigen Heere über-

zie-

ziehen würde; doch da seine Ankunft sich immer länger verschob, vergieng auch die Furcht, und Emiliens Mann begab sich, nach dem Beyspiel andrer, mit seiner Gemahlin auf ein Lustschloß, das er eine Meile von Aretio besaß. Es war Emilien unmöglich, Camillo davon zu benachrichtigen, auch durfte sie es nicht wagen, diese Reise abzulehnen, aus Furcht, ihr Mann mögte auf seinen alten Argwohn fallen. Es verliefen also zwey Monate, ohne das Emilie Camillo sah, noch dieser die geringste Kundschaft von ihr einzuziehen im Stande war. Die alte Amme war gestorben, und er hatte nun keinen Vertrauten seiner Liebe mehr, als sein Herz. Tausend bängliche Vorstellungen marterten ihn, und der Gram malte sich auf allen seinen Zügen. Camillo war ein sehr berühmter Orgelspieler, und dies sein Amt in der Kirche. Am Fest der Geburt Mariä wurde er von den Vorstehern eines neuen Stifts, das eine halbe Meile außerhalb Aretio lag, und an diesem Tage sein vornehmstes Fest, unter großem Zulaufe und mit Ertheilung von Ablaß, zu feyern pflegte, gebeten, die Orgel in ihrer Kirche zu spielen. Camillo thats, und gieng nach der ersten Vesper selbst in die Kirche, um Ablaß zu lösen; hier begegnete er im Gedränge am Eingange Emilien, die ihm im Vorbeyhuschen zuflüsterte: „Ungetreuer, kannst Du so lange ohne Emi-

lien seyn?" — Camillo blieb für plötzlicher Freude wie versteinert stehen: als er den Gebrauch seiner Sinne wieder erhielt, hatte ihn das Getümmel schon weiter bis zum hohen Altar mit fortgetragen. Hier kniete er nieder, aber in sein Herz kam kein Gebet, und auf seine Lippen kein Seufzer des reuigen Sünders. Er sprang auf, und gewann den Ausgang der Kirche, wo er auf Emilien lauerte, und von ihr mit flüchtigen Worten nicht allein den Ort ihres Aufenthalts, sondern auch die Stunde erfuhr, wo sie ihm diesen Abend zu sprechen hoffe. Er übergab sogleich die Orgel für die übrigen Vesper und Messen einem Freunde, versah sich mit den nöthigen Kleidern und Waffen, und eilte mit sinkendem Tage dem Landhause zu.

Emiliens Gemal, von gleicher panischen Furcht vor Ferdinands Ueberfall wie die übrigen Aretiner, angesteckt, hatte sein Landhaus mit 14 bewafneten Männern versehen, die genaue Acht auf die umliegenden Gegenden haben mußten. Sie würden also Camillo's Besuch durch ihre Wachsamkeit gewiß vereitelt haben, wenn nicht Emilie, in Abwesenheit ihres Gemals, bey ihrer Zurückkunft ein Mittel gefunden hätte, diesen Leuten begreiflich zu machen, wie lächerlich und wie unnütze ihre Wache sey, weil Ferdinands Heer noch über 200 Meilen

von

von ihnen entfernt stehe; zugleich stellte sie sich, als ob sie sie herzlich bedauere, daß sie der Eigensinn ihres Eheherrn für die Langeweile einer solchen Strapaze Preis gebe, und lud sie ein, die Augenblicke seiner Entfernung zu nutzen, ihre Hut einzustellen, und sich gütlich zu thun. Die armen Soldaten, bezaubert von der Freundlichkeit der schönen gnädigen Frau, und noch mehr von dem Blinken einiger Dutzend Flaschen herrlichen Weins, ließen sich dieses nicht umsonst gesagt seyn, und unterdessen, daß sie sich lustig machten, schlupfte Camillo durch die unbewahrte Pforte, verbarg sich unter der Treppe, und schlich von da in Emiliens Schlafzimmer. Ein Freund von Emiliens Gemal begegnete diesen in der Messe; er fragte ihn, wo er vorige Nacht gewesen sey, und erhielt zur Antwort, in der Stadt. — — „O, nun begreife ich die Ursache, erwiederte „jener, warum Camillo nicht die Orgel spielte: „er hatte nöthigere Geschäfte; gestern sah ich, „wie er deiner Frau das Weyhwasser hier „reichte, und ihr was ins Ohr raunte; ich „wette, wenn du eilst, so hast du noch das „Glück, ihn auf deinem Landhause willkommen „zu heißen.“ — Diese Rede setzte den Ehmann in Feuer und Flammen; er schwang sich auf sein Pferd, und eilte, spornstreichs, seinem Schlosse zu. Er rasselte und schlug so

grimmig an Emiliens verschlossenem Zimmer, daß diese kaum Zeit hatte, Camillo in einem Seitengemach, hinter einigen losen Bretern der Decke zu verbergen. Hierauf öfnete sie, in dem leichten, zerstörten Nachtkleide, dem gestrengen Herrn die Thüre, der, ohne ein Wort zu reden, hereinstürzte, und seine Blicke so wüthend herumschießen ließ, daß Emilie wohl merkte, Camillo sey verrathen. Sie ergriff also ihre Parthie als eine kluge Frau, und kam den Vorwürfen, die ihr drohten, zuvor, indem sie den Eifersüchtigen selbst, unter Thränen und Seufzern der Untreue und Flatterhaftigkeit beschuldigte. „An welchen orten (sagte sie) hast du heynt ge„schlaffen? Seyn das deine Eheliche Sitten? Ach „ich arme, wem hat mich mein alter thörichter „Vater geben zu einer Haußfrauwen! Andere „Frauwen seyn mit jren Ehemannen an den „Festen allzeyt bey kurtzweilen, bey wunsamen „Freuden vnd Gesang, aber ich, meines Manns „beraubt, lige kalt, vnnd allzeyt schier allein „in einem weyten Bette!“ — —

Der Ehemann beharrte in seinem mürrschen Stillschweigen, fand zwar Camillo'n nicht, gab aber deswegen seinen Verdacht nicht auf, und lief in das Seitenkabinet, wo er sich auf einen Sessel warf, die Augen an die Decke heftete, und tief seufzte. Auf einmal entdecket sein Blick, durch

eine

eine Spalte an der Decke, ein schönes, feuriges himmelblaues Auge: es war Camillo's Auge, den der Vorwitz plagte, zu sehn, was Emiliens Gemahl in dem Kabinette mache. Dieser faßte sich, that als ob er nichts gesehn hätte, ging aus dem Kabinette, verriegelte alles wohl, und stellte zu mehrerer Sicherheit noch die Garde der vierzehn Bewaffneten vor das Zimmer und die Pforte des Schlosses. „Nun soll er mir nicht entwischen!“ rief er, und jagte der Stadt zu, um seine Freunde zusammenzurufen, und sie Zeugen seiner Schande und Rache seyn zu lassen.

Emiliens Zimmer war in einem Thurm, und hatte ein einziges Fenster, das wohl „funfzig Elenbogen“ hoch vom Boden entfernt war. „Da ist kein andrer Rath, (sagte die Dame zu Camillo, der schon seine Waffen ergriff, um sein Leben theuer zu verkaufen) als daß du einen kühnen Sprung wagst“ — und damit stärkte sie ihm mit einem Kuß, und Camillo hurtig zum Fenster hinunter! „das barmhertzige gemüth Emiliens „mochte da nicht leyden zusehn den Fall jres „lieben Freundes, sondern mit jren händen jre „Augen schließende, stunde sie also, biß daß sie „vermeynete Camillum berürt zu haben das Erdt„rich, da öffnete sie jre schönen Augen, vnnd „senkte dieselben also forchtsam hinab auff dz

Erdt-

„Erdtrich, und sahe (nicht weyß, ob es von gött-
„licher Erbarmung oder Zuschickung?) jren liebha-
„ber Camillum aufrecht und gesundt, der die
„Waffen und Kleyder, (die er vorher hinunter
„geworffen) zu jm nahm, vnnd sich jetzt frölli-
„chen auf den weg bereyt.“

Als Emiliens Mann mit seinen Freunden ankam, und Camillo wieder entwischt war, ließ er alle seine Wuth an seiner armen Frau aus, deren Gesicht er mit Schlägen mißhandelte, und darauf mit allen den seinen in die Stadt ritt, um Emiliens Eltern zu verkünden, daß sie ihre Tochter abhohlen möchten, „denn er hinfort nit mehr wil-
„lens were, seine Haußfrauwen zu nehren, als
„eine bubin.“ Emilie wollte seine Rückkunft nicht abwarten, sie schnitt die Leinwand ihres Bettes in Stücken, knüpfte sie zusammen, und ließ sich damit zu demselben Fenster herunter, durch welches ihr Geliebter entflohen war. Sie verbarg sich in den Wäldern, und nährete sich von Holzäpfeln, aber so oft sie ihr Gesicht in einer Quelle oder einem Bach anschaute, betrübte sie sich, seine Schönheit verschwunden, und es nur mit Wunden und Narben bedeckt zu sehn, und flüchtete tiefer in die Büsche.

Emiliens Eltern hatten ihre Tochter gesucht, und nicht sie, sondern nur das Zim-

mer mit ihrem Blute besprizt gefunden; sie glaubten sie so gewiß tod, daß sie sogar die „Klagkleider“ für sie anlegten, und in den ersten Aufwallungen ihres Zorns ließen ihre Brüder ihren Unwillen an Emiliens Mann aus, und behandelten ihn eben so, als er ihre Schwester behandelt hatte. Endlich wurde Emilie am achten Tage im Walde ausgespürt, und in das väterliche Haus gebracht. — Und was war da ihre erste Beschäftigung? — — Ein Brief an Camillo: sie beschrieb ihm die Geschichte ihrer Flucht, ihr Elend im Walde, und wie nur die Hoffnung, ihren Camillo einst zu sehn, und für ihn zu leben, sie abgehalten hätte, sich nicht von den Felsen herabzustürzen. Camillo war damals in Florenz, wo er im Umgange mit Künstlern und Gelehrten, Linderung für die Wunden seiner Seele suchte. Emiliens Brief wurde von ihm mehr verschlungen als gelesen, und eilends auf das zärtlichste beantwortet. Seine Antwort gab der Geliebten neues Leben; ihre Schönheit kam wieder, und sie wurde, wie in den Jahren ihrer Blüthe, das Wunder und die Freude ihrer alten Eltern und des ganzen Viertels. Ihr Gemal hätte sich gern mit ihr ausgesöhnt, allein die ganze Verwandschaft unterstüzte Emiliens Weigerung. Die Mutter bot sogar die Hand zu einer Zusammenkunft mit Camillo —

„Denn

„Denn je alle Mütter, wie wol sie den Sönen gün„stig seyn, dennoch vielmehr den Töchtern pflegen sie „zu seyn rähtlich und hüfflich;" Camillo kam von Florenz auf Flügeln der Liebe, und in einem Wetter, wie sich's ein Liebhaber nicht besser wünschen konnte: Der Donner brauste durch die Luft, und der Himmel schien in Regengüssen sich auflösen zu wollen; der Sturm hielt alle Neugierige und Ueberlästige in ihren Häusern eingekerkert, und Camillo erreichte sicher Emiliens Wohnung, die er, spat, mit Myrthen und Freuden der Liebe gekränzt, und mit einem Ring von ihren Haaren, verließ, den sie selbst an seinem Finger befestigte.

Ach, es war die letzte Zusammenkunft! Eine ansteckende Krankheit tödtete Emilien. Auf ihrem Grabstein liest man weiter nichts als die Innschrift: „Emilie, die Blume von Welschland!" Als Camillo die traurige Bothschaft vernahm, ordnete er eine Menge Messen für die Ruhe vor Emiliens Seele, bestieg allein, mit schwarzen Kleidern angethan, sein schwarzes Pferd, mit schwarzem Zeug und Waffen, verließ sein Vaterland, und fiel im deutschen Kriege, ein Opfer der unglücklichen Liebe.

IV. Ro-

IV.

Romane der Ausländer.

Novellen des Antonia Francisco Grazzini, genannt Casca.

Grazzini, genannt Casca, wurde zu Florenz 1503 geboren, und half die beyden berühmten Akademien, degli Amidi und della Crusca stiften, seine Erzählungen, oder Novellen (newe Zeitung, dollmetschet dies Wort eine altdeutsche Uebersetzung des Bocaz) kamen erst nach seinem Tode heraus, und ein guter Theil der Handschrift ging verloren.

Casca ist einer von den Schriftstellern Welschlands, die ihre Sprache bereichert haben. Die Zierlichkeit und Korrektheit seines Styls hat ihm in seinem Vaterlande seinen Platz unter den claßischen Autoren angewiesen. Er schrieb seine Novellen in Prose. Sie sind in Abende abgetheilt. Personen beyderley Geschlechts versammeln sich des Abends, und jeder erzählt ein kurzes oder langes, lustiges oder trauriges Mährchen.

Was besonders angemerkt zu werden verdient, und was das Jahrhundert karakterisirt, in welchen Casca schrieb, ist, daß die Frau von Hause jedesmal eine Anrufung an den heil. Geist thut, so oft sie ihre Erzählungen anfängt, Erzählungen, die manchmal über ziemlich freye Gegenstände sich erstrecken. „Allmächtiger, gütiger Gott, „(sagt sie) der du alles weißt und vermagst, ich „wende mich an dich, und bitte dich andächtig„lich, du wollest nach deiner unendlichen Güte „und Barmherzigkeit mir und allen, die nach „mir reden werden, die Gnade angedeihen las„sen, nichts zu sagen, was nicht zu deinem „Lobe und unserm Trost gereicht."

Die beyden folgenden Novellen sind nach dem Auszuge verdeutscht, den Herr Imbert, der berühmte französische Schriftsteller, davon in der Pariser Romanen-Bibliothek gegeben hat. Ihm oder dem vortreflichen Grafen Tressan nicht treulich nachzuübersetzen, würde ein unverzeihliches Versehn seyn, aber dieß gilt nicht von allen Ausziehern dieser Bibliothek, und die Recensenten, welche die „Auszüge von Auszügen" lächerlich machen wollen, sagen nichts weiter als ein Bonmot, das schaal ist, wenn man es untersucht: sie würden die ersten gewesen seyn, die ein so sklavisches Kopiren,

selbst der Fehler des Vorgängers, getadelt hätten.

Man vergleiche, zum Beyspiel, den deutschen und französischen Luzmann, und man wird einräumen müssen, daß ersterer bey der Vergleichung unendlich gewinnt.

Erste Novelle.

Manfred war jung, schön, liebenswürdig, edler Herkunft, aber unglücklich. Das Schicksal, da es ihm alle Vollkommenheiten gewährte, unterwarf ihn einer Stiefmutter, welche ihm alle diese Gaben verbitterte. Ihre Verfolgungen nöthigten ihn endlich, das väterliche Haus zu fliehen. Er verließ sein Vaterland Ancona, und wählte seinen Aufenthalt bey einem reichen Landmann im Toskanischen, welcher ihm die Aufsicht über seine Heerden gab. So lebte Manfred, der auf die höchsten Würden hätte Anspruch machen können. Er wollte lieber unter den Befehlen eines Herrn stehn, als den Grausamkeiten einer unmenschlichen Stiefmutter ausgesetzt seyn. In

seinem neuen Stande erwarb er sich wenigstens durch seine Arbeit, Ruhe, und durch seine Rechtschaffenheit, die Achtung und Freundschaft seines Herrn.

Nach drey Jahren begegnete er, da er seine Heerden weidete, einer reichen Pisanischen Dame auf einem Spatziergang um ihr Schloß. Manfred war eben im Begrif, einige regelmäßige Züge mit seinem Schäferstab in den Sand zu zeichnen, als die Dame bey ihm war. Seine Aufmerksamkeit reizte die Neugierde der Dame, daß sie ihn anredete.

Sie war sehr zufrieden mit seinen Antworten, und beschenkte ihn, wie sie ihn wieder verließ, mit Geld.

Manfred kam mehrmal mit seiner Heerde auf diesen Platz. Die Dame, welche ihn nicht vergessen hatte, und in ihm etwas, das über seinen Stand wäre, gesehen zu haben glaubte, kam, sobald sie ihn aus ihrem Fenster gewahr worden, und nahm ihren Weg gerade nach der Gegend zu, wo Manfred war. Ihre Unterredung ward wärmer. Manfred nahm sie immer mehr ein, durch seinen Anstand, Denkungsart, und Wahl seiner Ausdrücke. Ein Hirt, welcher Bescheiden-

heit ohne Erniedrigung, Lebensart ohne Freyheit zu zeigen wuste, schien ihr etwas außerordentliches zu seyn; sie fragte ihn nach seiner Geburt. Manfred, immer zurückhaltend, sagte ihr, um zufrieden zu seyn mit dem, was er jezt wär, vergäß' er, was er gewesen und hätte werden können. Manfred sagte dieses so einnehmend und so warm, daß die Dame sich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen, daß sie ihm wohl wollte, und daß er sie besuchen möchte. Sie wagte es nicht, ihm wieder Geld anzubieten; und im Weggehen sagte sie noch, daß sie ihn bald erwartete. Man konnte Manfred mit unter die schönsten Männer Italiens zählen. In dem Stande, welchen er gewählet, war sein Gesicht etwas braun worden; aber indem er an Weiße verloren, hatte er ein männlicher Ansehn bekommen. Die Niedrigkeit seines Standes hatte nichts in der Feinheit seiner Seele geändert.

Da er zu dieser Dame, welche Falene hieß, kam, sagte er ihr, daß er mit Begierde alle Gelegenheiten ergreiffen würde, ihre Gewogenheit zu verdienen: aber er ersuche sie auf das dringenste, ihn nicht neuen Unfällen auszusetzen — Ich bin zufrieden mit meinem Stande, fuhr er fort, weil ich meinem Ehrgeiz Stillschweigen auferlegt habe, und ich darf darüber nicht erröthen,

weil ich unerkannt lebe. Falene bot ihm ihr Haus an, unter welchen Bedingungen er wollte, allein er antwortete, daß er sich nicht überwinden könnte, so geradezu und ohne Ursache den rechtschaffenen Herrn, den er gewählet, zu verlassen. Allein da sie entschlossen war, ihn um welchen Preis es sey zu besitzen, so übernahm sie es, wenn es nöthig wäre, selbst mit dem Bauer zu sprechen. Nein, sagte sie ihm mit Wärme, Sie sollen nicht länger in einem Stand leben, der Ihrer Denkungsart so wenig entspricht.

Manfred machte noch einige Entschuldigungen und Einwürfe, welche ihm seine Höflichkeit eingab, die ihm aber Falene so gut zu widerlegen wuste, daß er sich endlich gezwungen fand, zu gehorchen.

Bey seiner Zurückkunft zu dem Landmann machte er ihn mit weinenden Augen bekannt, daß er sich genöthigt sähe, ihn zu verlassen. Der gute Mann lief zu Falenen, ihr vorzustellen, daß der Verlust eines so guten Dieners ihm den größten Schaden thun würde. Falene sagte ihm, daß sie durchaus dieses jungen Menschen nöthig hätte; und der Bauer sah wohl ein, daß er zwar viel verlöre, da er ihr Manfreden überließ, aber noch mehr wagen würde, wenn er ihn ihr versagte.

sagte. Er verließ sie sehr traurig, und Manfred kam zu Falenen.

Kaum hatte er acht Tage in ihrem Hause gelebt, als er gewahr wurde, daß er die Sorgfalt und Wohlthaten dieser Dame weder ihrem Mitleid noch Gutherzigkeit zu danken hätte, sondern einer viel zärtlichern und theilnehmendern Gesinnung.

In der That mochte die Liebe den Wohlthaten der Falene auf dem Fuß gefolgt seyn, wo sie nicht gar die Quelle davon war; und die neuen Vorzüge, welche sie täglich an Manfred entdeckte, vermehrte die Heftigkeit ihrer Leidenschaft. Endlich war sie nicht mehr Meisterin ihrer Empfindungen; sie gestand ihm ihre Liebe, und bat ihn, sie wegen einen abwesenden und vielleicht flatterhaften Mann schadlos zu halten.

Dieser Antrag war verführerisch, und gewiß wenige an Manfreds Stelle würden angestanden haben, ihn anzunehmen. Allein bey seiner feinen Denkungsart fand er verschiedene Bewegungsgründe, die Sache von sich abzuwenden. Sein Herz, welches nichts vor Falenen empfand, konnte ihre Liebe nicht erwiedern.

Unterdessen, da doch eine Erklärung nöthig war, bat er sich zwey Tage Bedenkzeit aus. Er verlangte

Zeit zum überlegen, aber sein Entschluß war schon gefaßt. Er kannte Falenen, sie war stolz und rachsüchtig. Er entwich den zweyten Tag, und begab sich in die Gegend von Ravenna. Nachdem er sich an dem Fuß eines Hügels eine Hütte gebauet, beschäftigte er sich mit Vogelstellen.

Auf diese Art lebte er als Vogelsteller, und vergaß die Hofnungen, die er hätte zur Würklichkeit bringen können. Sein Aufenthalt bey Falene schien ihm nichts mehr als ein schöner Traum, den der Morgen verscheucht hatte.

Eines Tages, da der Sohn eines der vornehmsten von Ravenna sich in der Gegend belustigte, kam er in seine Hütte, um auszuruhn. Sein Umgang sezte ihn in Erstaunen.

Manfred sprach gut aber ohne Schmuck, denn bey dem Entschluß, unerkannt zu leben, suchte er mehr seine Erziehung zu verbergen als sie hervorstechen zu lassen; und eben dieses natürliche in seinen Reden verrieth den Mann von Welt. Guibaldi versprach ihm bald wieder zu besuchen, um ihm Beweise derjenigen Empfindungen zu geben, welche die Folgen seiner Unterredung gewesen.

Der junge Guibaldi, entzückt von dem, was er gesehen und gehört hatte, sprach mit Enthusiasmus gegen seinen Vater von Manfreden; er

nahm ihn vor das Schicksal dessen ein, welchen er beynahe schon seinen Freund nannte.

Der Vater verlangte ihn zu sehen, mit dem Versprechen, ihn, wenn er es würdig wäre, zu versorgen. Guibaldi, ganz ausser sich, kehrt zu Manfred zurück, und eröfnet ihn die Gesinnungen seines Vaters. Manfred, bekannt mit den Launen des Glücks, war beynahe entschlossen, keinen fernern Versuch zu machen. Er suchte sich zu entschuldigen, aber indem er sich vertheidigte, verriethen seine Gespräche nur zu sehr seinen Verstand und die Erziehung, welche er bekommen; und Guibaldi, welcher nur noch mehr davon hingerissen ward, verdoppelte sein Anhalten. Endlich drang er so sehr in ihn, daß Manfred sich endlich bewegen ließ, und ihm zu seinen Vater folgte.

Guibaldi, der Vater, war ein rechtschaffener Alter, welcher sich durch die Eigenschaften seines Herzens und seines Geistes schon derjenigen Vorzüge und Achtung würdig gemacht hatte, die ihm vielleicht blos in Rücksicht auf seinen Stand und Güter waren zugestanden worden. Er besaß einen aufgeklärten Verstand, und ein empfindsames Herz. Er war menschenfreundlich, wohlthätig, und so guter Vater als Freund. Wie ihm Manfred vorgestellt wurde, empfing er ihn mit Güte, und von seiner Bildung urtheilte er,

daß sie das Zeugniß seines Sohnes bestätigte. Er beobachtete sobald in seinen Gesprächen diejenigen Höflichkeiten, von welchen ihn die Höhe seines Ranges, gegen einen Menschen von so geringem Stande, loszusprechen schien; und fühlte das lebhafteste Verlangen, sein Glück zu machen. Da er vermöge seines Amtes vielen Geschäften vorzustehen hatte; so brachte er ihm eine Fertigkeit in dem Fache bey, für welches er ihn schon bestimmt hatte; und bald war er mit seinem Eifer und Kenntnissen so zufrieden, daß er ihm sein ganzes Zutrauen schenkte, und die Führung seiner Geschäfte anvertrauete. Manfreds biederes und bescheidenes Betragen erwarben ihn die Achtung der Fremden, und die Freundschaft des ganzen Hauses. Selbst der Vater liebte seinen Sohn mehr, aus Erkenntlichkeit, daß er ein solches Geschenk durch ihn erhalten.

Guibaldi hatte noch eine Tochter (Laurette), welche so viel Schönheit als Verstand besaß. Laurette hatte die ihrem Alter eigene Offenherzigkeit und Anmuth. Sie war schon Hymens Banden geweyhet, und noch hatte sie das Glück der Liebe nicht geschmeckt. Man hatte sie einem gewissen Marculf bestimmt, ein junger Mensch, welcher außer einer ihr gleichen Geburt, und Reichthümern, nichts besaß, welches ihm zu einigen Anspruch

auf ihren Beyfall hatte berechtigen können; auch hatte er es mit allen seinen Bemühungen nicht dahin bringen können, geliebt zu werden. Manfreds Gegenwart machte Marculfen um nichts liebenswürdiger. Das Angenehme und die Tugenden des erstern machten die Fehler und Laster des andern sichtbarer. Die Vergleichungen, welche Laurette zwischen beyden anstellte, entfernten sie täglich mehr von Marculf, und ohne es gewahr zu werden, fand sie Geschmack an Manfred. Marsilie, ihre Mutter, verwieß ihr oft ihre Gleichgültigkeit gegen ihren bestimmten Gemahl. Laurette war empfindlich; die Vorwürfe ihrer Mutter schmerzten sie, aber es stand nicht in ihrem Vermögen, sie ferner nicht mehr zu verdienen. Sie war dennoch genöthiget, die Aufwartungen Marculfs anzunehmen, und sahe sich nur davon befreyt, um den Vorwürfen ihrer Mutter wiederum ausgesetzt zu seyn; aber kaum sahe sie Manfreden wieder, so waren die Verweise der einen und die Zudringlichkeiten des andern vergessen.

Marsilie hatte beschlossen, daß Laurette keinen andern Gemahl als Marçulf haben sollte. Marsilie, hart und stolz, kannte nach dem Vergnügen, sich gehorchen zu lassen, kein anderes, als die Rache. Ihre Leidenschaften waren

heftig.

heftig. Vielleicht konnte sie lieben; aber besser konnte sie hassen. Sie war leicht zu beleidigen, und vergab nie. Erzürnt, den Liebhaber, welchen sie unterstützte, von ihrer Tochter verworfen zu sehn, schritt sie von Verweisen zur äussersten Heftigkeit; Laurette hatte Muth, ihr zu sagen, daß sie nie einen Gemahl nehmen würde, dessen Karakter dem ihrigen so unähnlich wäre.

Marsille beklagte sich darüber bey ihrem Gemahl, welcher aus Freundschaft vor Lauretten alles anwand, sie mit ihrer Mutter wiederum auszusöhnen. Er unterließ nichts, was ihm seine Klugheit und zärtliche Gesinnungen eingaben. Da Laurette noch nichts von ihren Gesinnungen gegen Manfred hatte merken lassen, so hofte man noch immer vor Marculf, und man erlaubte ihm selbst noch zu hoffen. Aber da endlich Laurette sahe, daß Marculfen bey diesen Gedanken zu lassen nur ihr Unglück verlängern hieß, so glaubte sie ihren Vater gerade heraus entdecken zu müssen, daß nie die Zeit ihren Widerwillen überwinden, noch eine Macht im Stande seyn würde, ihr dem Gemahl aufzubringen, den man ihr bestimmte.

Nachdem Guibaldi die Handlungen und das Betragen seiner Tochter untersucht hatte, entdeckte

er bald die Ursachen ihrer Weigerung. Er glaubte einige Neigung gegen Manfred bey ihr zu finden; und im Innern seines Herzens konnte er ihr kein Verbrechen daraus machen. Er tadelte sie nicht, einen jungen Menschen zu lieben, dem er selbst seine Freundschaft und Achtung geschenket. Ob er gleich Manfred in Rücksicht der Geburt unter sich glaubte, so schäzte er ihn doch wegen seiner Tugend sich gleich. Aber er wollte auch nicht so geradezu mit einem guten Hause brechen, welchem er sein Wort gegeben. Er hielte vor rathsam, Klugheit und Zeit handeln zu lassen. Da er wuste, wie nahe Jugend und Liebe an Schwachheit gränzen, so nahm er sich vor, ein wachsames Auge auf seine Tochter und Manfred, welcher zwar noch nichts von Laurettens Liebe vermuthete, zu haben.

Guibaldi sahe nur ein Unglück in der Schwachheit seiner Tochter, Marsilie ein Verbrechen. Sie glaubte sich beleidigt, weil die Neigung ihrer Tochter ihrem Willen entgegen war; und auf einmal war Manfred der Gegenstand ihres Hasses.

Seine Dienste wurden vergessen; und Marsilie sprach nur mit ihm durch Vorwürfe und Drohungen. Manfred, um seine Unschuld zu beweisen, schwur ihr, daß er erst durch die Klagen

die

die man gegen ihn geführt, von dieser Liebe wäre unterrichtet worden. Allein es war ihm leichter, sich zu rechtfertigen, als Marsillien zu besänftigen. Es reute sie aber doch, mit ihm davon gesprochen zu haben, nicht aus Besorgniß, daß sie ihn mit ihren ungerechten Vorwürfen beleidiget, sondern aus Verdruß, daß er etwas von ihr erfahren, welches er noch nicht gewust. Diese Entdeckung war würklich eine Gefahr, wenn Manfred fähig gewesen wäre, Mißbrauch davon zu machen.

Laurette, welche alles gehört, warf sich zu den Füßen ihres Vaters, der sie zärtlich liebte. Guibaldi sagte ihr, daß er jederzeit ihr Vater, nie aber ihr Tyrann seyn würde; allein vielleicht hätte sie durch Betrachtung der Gefahren, welchen sie sich durch ihr Betragen aussetzte, dieselben vermeiden können; und daß sie wissen sollte, daß man nicht rechtschaffenen Leuten das gegebene Wort bräche. — Was Manfred anlanget, so hoffe ich von seiner Klugheit, daß er nicht den Ungehorsam einer jungen Person befördern wird, welche noch nicht Herr ihrer Schicksale ist. Laurette schwieg — aber sie fühlte nur zu sehr, daß sie nicht die Stärke besitzen würde, ihrem Vater zu gehorchen.

Marsille sahe ein, daß sie mit Gewalt nichts ausrichten würde, sie dachte also auf List. Da ihre Befehle nicht befolgt wurden, beschloß sie, wenigstens sich zu rächen. Sie stellte sich nach und nach wiederum beruhigt, und da sie den Zeitpunkt zur Ausführung ersahe, nahm sie ihre Tochter im Geheim vor, und sagte ihr: — Laurette, ich habe meine Pflicht als Mutter erfüllt, da ich Deine Neigung bestritte: aber da ich sie nicht überwinden konnte, so fordert meine Zärtlichkeit, Dich zu verhindern, unglücklich zu seyn. — Hierauf versicherte sie, ihrer Liebe beförderlich zu seyn, und rieth ihr, nun auch Manfreds Gegenliebe zu erlangen, da es ihr nicht möglich wäre, ihn zu verlassen, und erlaubte ihr unterzeiten, mit ihm allein in den Garten zu gehen.

Laurette kannte die Verstellung zu wenig, um sie bey ihrer Mutter zu vermuthen. Sie glaubte alles, was ihr Marsille gesagt hatte, und zugleich entdeckte sie, aus Liebe und Offenherzigkeit, alles Manfreden.

Diese Entdeckung war um soviel mehr fähig, Manfredens Herz einzunehmen, indem er nicht ganz unempfindlich gegen Laurettens Reize war. Es war ihm schwer, schon von ihrer

Schön-

Schönheit gereizt, ihrer Liebe widerstehn zu können. Unterdessen nahm er seine Rechtschaffenheit zu Hülfe. Vernunft und Ueberlegung machten ihm Marsiliens Aenderung verdächtig. Er hatte Muth genug, gegen ihre Liebe zu sprechen. Er stellte Lauretten vor, was sie ihm aufopfern würde, den Zorn ihrer Eltern, und die Gefahren, welchen er selbst ausgesetzt wäre, und sagte ihr endlich, daß Guibaldi aus sehr gerechtem Unwillen ihn fortschicken und den Vorwurf des äußersten Undanks machen könnte.

Nachdem er ihr diese und viele andre Vorstellungen vergeblich gethan, glaubte er endlich, sich ihrem Bruder vertrauen zu müssen. Allein dieser, der Manfreds Rechtschaffenheit und andre Talente kannte, auch seine Geburt über seinen Stand vermuthete, war über diese Entdeckung erfreut; anstatt seiner Schwester Vorwürfe zu machen, und seinen Freund abzuhalten, wünschte er ihnen beyden Glück, und versprach, ihre Liebe in Schutz zu nehmen.

Es war Manfreden schwer, solche schmeichelhafte Erbietung auszuschlagen. Er sah' Lauretten oft im Garten, wo er mit ihr Arm in Arm ging. Er fand sie mit jedem Tage schöner, und liebte sie jeden Tag heftiger. Sein

Herz,

Herz, welches er gegen die Liebe waffnen wollte, war wehrlos, sobald er Lauretten sahe. Ob sie beyde gleich fest entschlossen waren, die Liebe in den Grenzen des Wohlstandes und der Sittsamkeit zu erhalten, so sahen sie sich doch zu oft, um sich nicht manchmal zu vergessen. Sie nahmen sich, ohne daran zu denken, kleine Freyheiten, welche der Wohlstand nicht gut spricht.

Marsilie, welche, nach ihrem Plan, nie aufhörte, ihnen nachzuspüren, ward eines Tages einige Küsse, vielleicht gegeben, vielleicht geraubt, gewahr. Alsbald ließ sie ihren ganzen Zorn ausbrechen, sie eilte zu Guibaldi, erklärte Manfred für einen niederträchtigen Verführer, sie hätte beyde Strafbaren überrascht, sie wäre Zeuge ihrer Schande und jener Verbrechen gewesen. Laurettens Vater, klüger und mäßiger in Handeln, sahe ein, daß die Bekanntwerdung dieser Sache nothwendig verhindert werden müsse. Er sahe in Manfred einen Undankbaren, aber er hielt es für rathsam, seinen Unwillen noch zu verbergen. Er ließ ihn rufen, zwang sich, ihm noch gleiche Freundschaft zu bezeugen, und sagte ihm, dringende Geschäfte machten es nothwendig, daß er ihn sogleich nach Mantua schicke. Er schrieb einen Brief, und Manfred reisete ab. Ein Unbekannter folgte ihm, und kaum war Manfred an-

gelangt, als er von dem Unbekannten diesen Brief empfing: „Manfred, Sie können auf die Fort„dauer meiner Freundschaft rechnen, wenn Sie „frey sind von dem Laster, dessen man Sie beschul„diget. Allein bis zu Ihrer völligen Rechtferti„gung verlangt Ihre Ehre und meine Ruhe, daß Sie „sich sechs Monate in Mantua unerkannt aufhal„ten. Ich hatte Ihnen meine Tochter bestimmt, „beynahe angetragen; um soviel strafbarer sind „Sie, wenn Sie es doch wagen konnten, mich zu „betrügen. Ich bin entschlossen, es von der Zeit „zu erwarten, welche entweder Ihr Verbrechen „bestätigen, oder Sie lossprechen wird. Sie „sollen mich nicht gezwungen haben, Ihnen mei„ne Tochter zu geben. Ist sie schuldig, so muß sie „bestraft werden, ehe sie die Ihrige werden kann; „ist sie unschuldig, so gebe ich sie Ihnen, und von „neuem meine ganze Achtung und Freundschaft. Su„chen Sie nicht zu entwischen; ich habe dafür „gesorgt."

Dieser Brief war ein Donnerschlag für Manfreden. Nach der ersten Betäubung antwortete er Guibaldi mit aller der Unschuld eigenen Sicherheit, und versprach ihm, weder zu entfliehen, noch durch einige Handlung der Entdeckung der Warheit hinderlich zu seyn. Laurette wurde zu gleicher Zeit auf das Land zu einer

Freun-

Freundin vom Hause gethan, und diese hatte den Auftrag, aufmerksam auf ihr Betragen zu seyn, ohne ihr jedoch einiges Mißtrauen merken zu lassen. Denn Guibaldi glaubte die Seele eines Kindes zu verunedeln, sobald man ihm den Verlust der väterlichen Achtung fühlen läst.

Da Guibaldi endlich nach sechs Monaten vollkommen wegen seiner Tochter befriediget war, begab er sich nach dem Ort ihres Aufenthaltes, und nahm sie wiederum mit sich zurück, ohne ihr etwas von seinen gehabten Besorgnissen zu sagen. Er hatte auch an Manfred geschrieben, und ihn gebeten, wiederum zurückzukommen. Manfred drang, nach seiner Zurückkunft zu Guibaldi, darauf, ihm seinen Ankläger zu nennen. — Sie sind unschuldig, antwortete ihm Laurettens Vater, lassen Sie uns das Vergangene vergessen, ich bitte, vertilgen Sie das Andenken dieser Sache. Verzeihen Sie einem Vater den Verdruß, den er Ihnen ungern verursachte. Aber hüten Sie sich, Lauretten etwas von den Umständen merken zu lassen, welche mich nöthigten, Sie voneinander zu entfernen. Ich will meiner Tochter die Kränkung ersparen, welche ihr mein Verdacht verursachen würde. Wär sie schuldig gewesen, so hätte sie nie erfahren, daß ich von der Sache wär unterrich-

tet gewesen, denn in diesen Verbrechen hat man keine verhältnißmäßigen Strafen. Es ist besser, nicht zu wissen, was man nicht gehörig bestrafen kann. Ueberdieß wird ein Kind, welches sich von seinem Vater und der Welt verachtet sieht, sich selbst auch verachten. Die Ausschweifung ist dann die Würkung dieser erniedrigenden Ueberzeugung, und die Unglückliche giebt alle Ansprüche auf Achtung auf, da alle Hofnung verloren, sie je wieder zu erlangen.

Manfred hatte anfänglich beschlossen, Guibaldi'n auf immer zu verlassen, um allem Verdacht zu vermeiden. Aber die Reden dieses zärtlichen Vaters rührten ihn bis zu Thränen. Er gestand ihm seinen Vorsatz, aber soviel Großmuth raubte ihm die Kräfte, ihn auszuführen. Guibaldi warf sich in seine Arme. — Sie mußten mich für unbillig halten, mein Sohn, sagte er, doch aber mußten Sie auch meiner Klugheit Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich machte kein Aufsehen, denn die Vorwürfe, welche ich Ihnen hätte machen können, würden meine Tochter entehrt haben. Manfred, sind Sie noch der — mein Herz wird sich nie gegen Sie ändern. Meine Tochter ist die Ihrige, ich bin überzeugt, das Glück meiner Tochter zu machen, wenn Sie glücklich werden. Aber lassen Sie mir Zeit, mein

gege-

gegebenes Wort zurücknehmen zu können, und Marsilien nach und nach zu besänftigen.

Bey Laurettens Ankunft hatte sich Marculf wiederum eingestellt. Marsilie verlangte keinen andern Schwiegersohn, und hörte nicht auf, deswegen mit Guibaldi zu sprechen, welcher aber immer einigen Vorwand fand, eine Erklärung zu vermeiden. Es war schwer, diese Rolle lange zu spielen. Er rufte seinen Sohn nach Hause, welcher sich bey der Armee befand, und mit Freuden bey seiner Ankunft die Nachricht erhielt, daß sein Vater für Manfred entschieden hätte. Marculfs Besuche fingen an, ihn eben so beschwerlich zu fallen, als seiner Schwester. Er sah' ihn nur aus Wohlstand, und da Marculf, welcher auf Marsiliens Schutz trozte, sich einmal soweit vergessen hatte, ihm Bitterkeiten zu sagen, so kam es zwischen ihnen zu so lebhaften Erklärungen, daß Marculf für rathsam fand, das Feld zu räumen.

Er lief wüthend zu einer Freundin Marsiliens, welche bey Ravenna sich aufhielt, und welche er durch eine vortheilhafte Erzählung dieses Vorfalls auf seine Seite brachte. Er sagte mit einer angenommenen Verzweiflung, daß er entweder Lauretten oder den Tod verlangte; und brachte es dahin, daß sie ihm versprechen mußte, alles anzu-

wenden, Guibaldi entweder zu gewinnen oder zu betrügen.

Sie war eine listige, unternehmende Frau, feurig, das auszuführen, was sie entworfen hatte; welche mehr zum Ziel flog als ging, immer den kürzern Weg dem geradern vorzog, und Lügen und Verläumdungen anwendete, wo sie mit der Wahrheit nicht durchdringen konnte. Sie versprach Marculf zu unterstützen, das ist, zu seinem Vortheil zu lügen, ihm Tugenden und seinem Nebenbuhler Laster anzudichten.

Da sie sehr oft bey Guibaldi war, so bedurfte es keines Vorwandes zu einem Besuch. Sie dachte nunmehr darauf, allen Vortheil daraus zu ziehen. Ohne Marculfs zu erwähnen, kam sie, ihm ein Geheimniß zu eröfnen, welches sie von einer sehr glaubwürdigen Person zu haben vorgab. Manfred, hätte man ihr gesagt, wäre von Tarent entflohen, und in Frauenskleidern den Händen der Gerechtigkeit entkommen. Er wäre angeklagt gewesen, ein junges Mädchen ermordet zu haben, welche er hätte mißbrauchen wollen. Sie wußte dieses so überzeugend und treuherzig zu erzählen, daß man es für wahr halten mußte; und brachte es endlich dahin, daß Guibaldi sich überreden ließ. Es war also entschieden, daß der unglückliche

Man-

Manfred wiederum das Opfer der Ungerechtigkeit und Verläumdung seyn sollte. In der That beschloß Guibaldi, von der Verläumdung hintergangen, sich auf immer von ihm zu trennen; und sogleich, nachdem er ihm sehr reichlich seine Dienste bezahlt, (wenn Geld Freundschaftsdienste bezahlen kann) entließ er ihn. Manfred, welcher Lauretten entrissen sahe, in dem Augenblick, da er ihr Gemahl werden sollte, beschloß, nicht mehr gegen sein Schicksal zu kämpfen. Er verlangte keine Aufklärung, und reiste, nachdem er seiner Geliebten Nachricht von dem Orte seines Aufenthalts gegeben, ohne sich zu beklagen, ab.

Laurette hatte ein Mädchen vom Lande bey sich, gegen welche sie sehr vertraut war, und deren Bruder in der Gegend von Ravenna wohnte. Sie beschloß, sich dieses Mädchens zu bedienen, welche ihren Bruder bewog, die Briefe der beyden Liebenden zu bestellen. Wahre Liebende lassen nie den Muth sinken, selbst wenn alle Hofnung verloren ist. Manfred und Laurette hielten sich durch die zärtlichsten Briefe wegen ihrer Trennung schadlos. Aber auch dieser Trost war vor Laurettens Herz zu wenig. Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich ihrer Seele, und verbreitete eine Todtenblässe über ihr Gesicht. Sie würde standhaft das Gegenwärti-

ge ertragen haben, hätte sie nicht die Zukunft zu fürchten gehabt. Aber sie besorgte, Manfred würde endlich von so vielen Verfolgungen ermüdet, seinem gerechten Unwillen nachgeben, und das Unglück die Liebe unterdrücken.

Die Traurigkeit erschöpfte ihre Kräfte so sehr, daß man für ihr Leben fürchtete. Der Schmerz ihres guten Vaters stieg mit dem Fortgang ihrer Krankheit, und man sahe voraus, daß er ihr gewiß im Tode folgen würde. Er sah sehr wohl die Ursache ihres Trübsinns; und ob er gleich seine Tochter aus der guten Absicht unglücklich gemacht hatte, um sie zu verhindern, es nicht zu werden, so liebte er sie doch zu zärtlich, um sich nicht Vorwürfe zu machen. Er beschloß daher, Lauretten die Gründe seines Verfahrens zu eröfnen, und seine Härte zu rechtfertigen. Aber kaum hatte er ihr die vorgegebenen Schandthaten Manfreds erzählt, als Laurette ihm mit Wärme sagte, daß hierunter Betrügerey stecke, Manfred sey nicht von Tarent, und sie kenne sein Vaterland und den Aufenthalt seiner Verwandten; aber daß sie sein Geheimniß nie entdecken würde, bis seine Unschuld erkannt, und seine Zurückberufung beschlossen wäre; doch sollte man nach Tarent schreiben, um die Verläumdung zu nichte zu machen. — Ich kenne den Urheber

dieser Betrügerey. Aber wie ist es möglich, mein Vater, daß, nachdem Sie ihm Ihr ganzes Zutrauen, welches er auch verdiente, geschenkt, Sie solchem verläumderischen Vorgeben anhören konnten — ?

Guibaldi bemühte sich nicht, sie zu widerlegen, denn es fiel seinem Herzen schwer, ihn für einen Verbrecher zu halten. Er schrieb nach Tarent; und diese schändliche Nachrede ward für unwahr erklärt. Guibaldi muste nunmehr sein Unrecht wieder gut machen. Allein er wuste Manfreds Aufenthalt nicht; wie sollte er ihm seine Reue bekannt machen? wie ihm ein Glück anbieten, das er so sehr verdiente? Laurette, welche sahe, wie leid es ihrem Vater that, und in der Hofnung, ihren Liebhaber wiederzuerlangen, entdeckte ihm, daß sich Manfred ihr vertraut hätte; sie gestand, daß sie wüste, wo er wäre, und zeigte ihm alle Briefe, welche sie von ihm erhalten hatte. Guibaldi, gerührt von der Aufrichtigkeit seiner Tochter, konnte ihr Betragen nicht tadeln; er versprach, noch denselben Tag an Manfred zu schreiben. Der Brief enthielt, daß, da Manfred unschuldig wäre, seine Ehre es verlangte, wiederzukommen, und Lauretten zu heyrathen, deren Herz ihm jederzeit treu geblieben; endlich nachdem er ihm sein Unrecht und Vorwürfe darü-

her gestanden, versprach er ihm, Marsillen dahin zu bewegen, oder zu zwingen, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Manfred schlug es aus: „Nur Sie hatten „meine ganze Hochachtung, schrieb er, und nie „hatte ich es verdient, die Ihrige zu verlieren. „Das erstemal, da ich bey Ihnen verläumdet war, „unterwarf ich mich einer Verbannung von sechs „Monaten. Ich wollte Ihnen damals beweisen, „daß ich nicht undankbar seyn würde, da Sie „ungerecht gegen mich waren. Auch wollte „ich Ihnen Gelegenheit geben, diese Schmä„hungen zu vernichten, und den Muth eines „gerechtdenkenden Mannes zu zeigen. Andere „Umstände legen mir andere Pflichten auf. „Ich sehe mich genöthiget, meinen Wohlthäter „zu fliehen, weil ihn meine Zurückkunft beschä„men, diejenigen, die mich nach Ihrem Betragen „beurtheilt haben, werden Ihnen nicht verzeihen, „zweymal ungerecht gegen mich gewesen zu „seyn. Sie erlaubten mir, Lauretten zu lieben, „und ich vergaß nie die Hochachtung, die ich „ihr schuldig war; aber jetzt haben Ihre Be„handlungen mich Laurettens Besitz unwür„dig gemacht.

„Wie konnten Sie einen Menschen, welcher „so lange Ihre Achtung besaß, so leicht verur-

„theilen

„theilen und verdammen? Nur Ueberweisung „und Evidenz konnten Schandthaten erhärten, „welche Ihre Achtung unwahrscheinlich machten. „Mein Schicksal sey, welches es wolle, so wer„de ich nie vergessen, was ich meiner Geburt „schuldig bin, die Ihnen zwar nicht bekannt ist; „der Eigensinn des Schicksals hat keinen Ein„fluß auf das Herz des rechtschaffenen Man„nes. Ich kenne Laurettens Kummer aus dem „Meinigen. Ich suchte sie bisher durch meine „Briefe zu trösten. Es ist nun an Ihnen, „die Pflicht zu erfüllen welche ich mir aufge„legt hatte. Ihre väterliche Freundschaft über„nehme nun die Sorgen meiner Liebe, ich „werde suchen, sie zu überwinden. Ich werde „Lauretten nicht wieder schreiben."

Guibaldi, welchen diese Antwort mehr betrübte als überraschte, eilte selbst zu Manfreden. Das Verlangen, sein Unrecht wieder gut zu machen, gab seinen Einladungen und Bitten so viel Feuer und Beredsamkeit, und malte Laurettens Traurigkeit so lebhaft und rührend, daß Manfred nicht länger der Liebe und Freundschaft widerstehen konnte. Er warf sich in die Arme seines Freundes, und reiste mit ihm, sich mit Lauretten zu vereinigen.

Marsilie, welche die Abwesenheit Manfred's etwas beruhiget hatte, gerieth bey seiner Zurückkunft wieder in Wuth. Rache, die Meisterin ihres Herzens, verdrängte alle Empfindungen der Natur. Sie schwur, Manfreden zu verderben, sollte sie selbst ihre Tochter mitaufopfern. Während Laurette in dem Umgang ihres Geliebten Glück und Gesundheit wieder fand, und Guibaldi, zufrieden seinen Freund wiedergefunden zu haben, sich dessen in den Armen seiner Tochter und Sohnes freuete, brütete Marsilie Rache gegen sie aus.

Unter den Feyerlichkeiten der Vermählung vollzog die Unmenschliche ihre entsetzlichen Entwürfe, deren Entwickelung äußerst tragisch, und deren Gang Grausamkeiten auf Grausamkeiten häuft. Diese barbarische Mutter ließ, in der Abwesenheit ihres Mannes, ihren Sohn, den jungen Guibaldi, durch Marculf umbringen, und sie selbst übernahm es, die beyden Verlobten zu vergiften. Guibaldi fand Manfred und Lauretten in den lezten Zügen, und er selbst starb vor Schmerz. Marculf ward über seinen Meuchelmord ergriffen, und eingezogen. Die Marter entriß ihm das Geständniß dieses abscheulichen Einverständnisses. Die beyden Verbrecher starben auf dem Blutgerüst, beladen mit den Verwünschungen des Volkes.

So

So starb Manfred, ein Opfer zweyer Stiefmütter; er fand das Ende seines Lebens in dem Augenblick, da er sich am Ende seiner Leiden glaubte.

S — s.

Zweyte Novelle.

Lorenz von Medicis, der Alte, mit dem Beynamen, der Prächtige, hatte den zweyfachen Ruhm, Talente zu besitzen, und sie zu belohnen. Da er ein gerechter und erleuchteter Beschützer derselben, und nie das Spiel falscher Verdienste war, so wurden auch seine Wohlthaten nie übel angewendet. Es war eben so ein seltener Fall, einem Manne von Verdienst sein Haus verschlossen, als einen Thoren belohnt zu sehen. Er empfing bescheidene Verdienste mit vorzüglicher Achtung, und erniedrigte, ja er strafte Narrheit und Eigenliebe. Man wird diese Art von Gerechtigkeit an Manente, einem

einem Florentinischen Doktor ausgeübt sehen. Ohne Zweifel ist der Scherz ein Bischen übertrieben. Vielleicht war er auch eben so streng im Strafen, als freygebig im Belohnen.

Der Doktor Manente hatte Zutritt bey ihm. Er war ein Arzt, der genug gesucht wurde. Es kann seyn, daß er wenig Kranke heilte; allein er besuchte ihrer viel. Gelehrt war er nicht. In der Ueberzeugung, daß die Welt von einem Arzte weniger tiefe Kenntniß als angenehme Sitten verlangt, hatte er seinen Aristoteles nicht so, als die Kunst, seinen Kranken den Hof zu machen, studirt. Er war scherzhaft und aufgeräumt, und den Ruf, den seine bon mots hatten, bekamen auch seine Verordnungen. Der Beyfall, dessen er sich rühmen konnte, machte ihn stolz und unhöflich. Diesen Fehler krönte er durch schändlichere und gefährlichere, in seinen Geschäften. Er liebte den Wein, und bildete sich nicht wenig darauf ein, Kenner davon und ein großer Trinker zu seyn. Da er häufig bey dem Prächtigen aß, und oft ohne gebeten zu seyn, so entschloß sich dieser, der Unhöflichkeit und Zudringlichkeit müde, seiner auf immer los zu werden. Er erfuhr eines Abends, daß der Doktor in einem Weinhause so häufig getrunken hatte, daß der

Wirth,

Wirth, der sich zu Bette legen wollen, ihn auf der Straße bey einer Bude hätte müssen tragen lassen, wo er auch noch im tiefen Schlaf läge. Lorenz, der dieses seinem Entwurfe angemessen fande, wollte die Gelegenheit gleich benutzen. Er schickte zwey Leute ab, die den Doktor Manente wegtrugen, ohne ihn aufzuwecken, und in ein Zimmer seines Pallastes brachten. Er wurde nackend ausgezogen, auf ein Bette gelegt, und man ließ ihn schlafen. Die Frau und die Kinder des Manente waren damalen auf dem Lande. Auf Befehl des Prächtigen zog Monacco seine Kleider an, und begab sich unter Begünstigung seiner Schlüssel in ihr Haus. Mit Beyhülfe eines Bruders aus dem Kloster der heiligen Maria der Neuen spielte er da die Rolle des Manente, und durch Umstände, die den Lesern bekannt werden sollen, läßt er sich für krank und endlich für todt halten. Doch da er den Scherz nicht bis zum Begraben treiben will, so ließ man insgeheim einen Todten, der vorher gestorben war, ausgraben, und in das Haus des Manente bringen. Von da wurde er in die Kirche geführt, um zum zweytenmale beerdiget zu werden, jedoch unter dem Namen des Doktors. Unterdessen wachte der würkliche Manente auf, nachdem er über vierundzwanzig

Stun-

Stunden geschlafen hatte. Sehr erstaunt, daß er kein Licht sahe, (denn man hatte alles zugemacht, üm ihn im Finstern zu lassen) wußte er nicht, was aus ihm geworden war. Er stieg von seinem Bette auf, tappte nach einem Fenster, um es zu öfnen, und da er nichts unter seinen Händen fand, legte er sich wieder mit noch mehr Furcht darauf. Der Hunger gesellte sich sehr bald darzu, und er würde zwanzigmal gerufen haben, hätte ihm der Muth nicht gefehlt. Während daß er verzweifelte, in der Meynung, man habe ihn in dieses finstre Gefängniß geworfen, um ihn da umkommen zu lassen, zogen die zwey Bedienten des Prächtigen weiße Röcke an, die bis auf die Erde reichten, und bedeckten sich mit Masken, die lachten. Einer führte in der rechten Hand einen bloßen Degen, und in der linken eine angezündete Fackel; der andre wafnete sich mit zwey großen Flaschen guten Wein, Brod, zwey gebratenen Kapaunen, Kalbsbraten und Nachtisch, alles in eine Serviette eingewickelt. In diesem Aufzuge gingen sie nach dem Zimmer hin, wo sich der Doktor befand. Sie machten einen großen Lärmen, indem sie es öfneten, und der, welcher den bloßen Degen und die Fackel trug, blieb an der Thüre stehen. Bey dem ersten Geräusche hatte sich Manente auf seinem Bette in die Höhe gerichtet, allein er fiel wieder vor Furcht

um,

um, da er, ungeachtet der lachenden Masken, die sie hatten, zwey so fürchterliche Geschöpfe erblickte. Er wollte schreyen, allein seine Zunge war starr. Alle seine Glieder zitterten, als der, welcher das Essen trug, den Tisch deckte, und nachdem er ihm einen Schlafrock und Pantoffeln gewiesen hatte, einlud, sich daran zu setzen. Der Doktor zog Schlafrock und Pantoffeln an, und wollte sich eben über seine Mahlzeit machen, als die zwey Leute geschwinde zur Thüre hinausgingen, und ihn im Finstern ließen. Dies war ihm unerwartet, allein es machte ihn nicht verlegen: er fand den Wein und das Essen, und speiste mit eben dem Appetit, als wenn es heller Mittag gewesen wäre. Diese Mahlzeit schafte ihm einige Erleichterung. Seine Lage schien ihm nun weniger traurig als von Anfang. Er überdachte seine Begebenheit mit geringerer Furcht, und machte sich sogar einige Augenblicke mit dem Gedanken seiner Gefangenschaft gemein, ja da ihn die lachenden Gesichter einfielen, lachte er selbst. Die gute Kost, die man ihm aufgetragen hatte, und vorzüglich der vortrefliche Wein, den er trank, ließen ihn endlich eine baldige Zurückkunft in die Gefilde des Lichtes hoffen. Er zweifelte beynahe nicht mehr, daß es ein Scherz eines seiner Freunde sey, und da dieser süße Gedanke seine empörte Sinne besänftigte,

so schlief er ein. Die zwey Bedienten brachten dem Prächtigen die Nachricht von ihrer Verrichtung, die ihn nicht wenig unterhielte. Den andern Morgen sezten sie ihren Besuch mit der nemlichen Feyerlichkeit fort; und der Doktor sahe sie mit weniger Angst. Auf diese Art vergiengen sechs Tage. Manente wurde verdrießlich, daß er nicht ausgehen und nicht sehen konnte: aber er verkürzte sich die Zeit damit, daß er seine Mahlzeiten verlängerte. Seine zwey Gesellschafter blieben immer artig und stumm, und keinmal vergaßen sie ihre lachende Masken. Da sie eines Tages zu ihm kamen, veränderten sie etwas an der Ceremonie, und versezten ihn in sein voriges Schrecken. Sie überreichten ihm ein Kamisol von rothem Tuch mit einer langen Hose von gleichem Zeug und Farbe; sie sezten ihm einen griechischen Hut auf, und legten ihm (welches am wenigsten seinen Beyfall hatte) Handschellen an. Nachdem er nun in einen langen Mantel, der ihn von Kopf bis zum Füssen reichte, gewickelt worden war, damit er nicht sehen konnte, wohin man ihn führte, wurde er in eine Abtey gebracht, wo seine zwey Führer ihre Geräthschaft zwey jungen Brüdern übergaben, denen man aufgetragen hatte, ihre Rolle zu spielen, und sie verfügten sich zu ihrem Herrn. Unterdessen sich der Doktor in seinem neuen Zimmer, das wie das erste eingerichtet, nemlich her-

metisch

metisch verschlossen war, tröstete, weil er sah', daß man ihm die Schellen abnahm, und ein gutes Mittagsessen auftrug, und sich an sein neues Gefängniß zu gewöhnen suchte, wo er kein anderes Licht als die Fackel seiner Versorger sehen durfte, war der Prächtige genöthiget, Florenz zu verlassen; und er vergaß den Doktor. Die Wittwe des Manente hatte unterdessen ihren Mann beweint, die Trauer angelegt, und einen andern genommen. Der Rath ihres Bruders Nico hatte sie vollends bey dieser Entschließung bestimmt. Sie hatte einen Goldschmidt geheyrathet, der Michel Angnolo hieß, und sie war schon schwanger. Während der Zeit hatte sich der Prächtige an seinen Leidenden erinnert, und beschloß, ihn frey zu lassen. Er schrieb dem Gardian des Klosters, der ihn mit verbundnen Augen in einen Wald führen ließ. Er glaubte für diesesmal, daß seine lezte Stunde gekommen sey. Man band ihn an einen Baum; allein nachdem sich seine Begleiter entfernt hatten, machte er sich mit einiger Mühe los. Wir wollen das Vergnügen des Manente übergehn, da ihm das Licht, dessen er so lange entbehret hatte, zum erstenmale wieder in die Augen fiel. Es war ihm etwas Geld gelassen worden; er fragte nach dem Weg, und erschien auf einem Landhause, das er zu Mugello hatte. Da er hinkam, rufte er einen

Bauer, den er hineingesetzt hatte, bey seinem Namen, allein ein anderer sagte ihm, daß sich der, zu dem er wollte, in einer benachbarten Pachtung aufhielte. Der Doktor, der böse war, daß seine Frau diesen Mann ohne seine Einwilligung fortgeschickt hatte, ließ seinen Vater rufen. Er war so sonderbar gekleidet, daß er mit vieler Mühe den alten Mann bereden muste, ihn aufzunehmen. Er hielt ein sehr mageres Abendessen, und entschlossen, sich nicht zu entdecken, bat er den jungen Bauer, einen Brief an seine Frau zu bestellen. Er versprach ihm bey seiner Zurückkunft einen Carolus. Der Bauer, sehr zufrieden mit diesem Versprechen, steckte ihn in eine Hütte, und bot ihm ohne viele Umstände Stroh zu seinem Nachtlager an. Manente tröstete sich damit, daß er ganz für sich sagte: Morgen wirst du höflicher seyn, und deine Mütze nicht auf dem Kopf behalten, wenn du mit mir sprichst. Er behalf sich so gut wie möglich auf seinem Stroh, und bemühte sich einzuschlafen. Der Bauer überbrachte den Brief an Brigitten. Diese Schrift sezte sie in Erstaunen, und der Inhalt machte sie stumm vor Schrecken. Zitternd und kaum athmend rief sie ihren neuen Mann, dem sie den Vorfall erzählte: oder um deutlicher zu seyn, sie ließ ihm den Brief lesen, da sie nicht mehr reden konnte. Er war folgendermaßen abgefaßt: „Meine „ne liebe Hälfte, die seltensten Zufälle, die mich seit einem

„einem Jahre für mein Leben fürchten liessen, haben „mich von Dir entfernt. Welches Wunder mir wie„der Licht und Freyheit giebt, weiß ich nicht. Ich „will Dir alle meine Abentheuer Stück für „Stück erzählen, und sie werden Dich überraschen. „Du weist vor jezt genug, wenn ich Dir sage, daß „ich auf unserm Gut gesund und wohl ange„kommen bin. Verkündige überall meine Rück„kunft; Schicke mir einen Maulesel mit Kleidern; „und schreibe dem Pachter, wer ich bin, damit ich „mich unserer Zimmer und eines Bettes bedienen „kann, das ich sehr nöthig brauche.“ Er schloß damit: „Tröste Dich, liebes Weibchen, Du sollst „bald Deinen Mann bey Dir haben.“ Dieser Brief machte den Anguolo wüthend. Er gestand, daß dieses die Hand des Manente sey; allein er selbst könnte es nicht geschrieben haben, sagte er seiner Frau, da er gestorben wäre, der Kerl von dem Guthe sey ein Spitzbube. In dieser Ueberzeugung antwortete er für seine Frau. — Er meldete dem Manente, daß er ihn bis auf den Tod prügeln, oder ihn in die Hände des Bargello liefern würde, wenn er sich nicht auf das geschwindeste entfernte. Mündlich trug er dem jungen Bauer auf, ihn durch seinen Vater aus den Hause schmeißen zu lassen. Manente hatte die Nacht nicht geschlafen, war früh aufgestanden, und gieng in sein Guth spaziren. Er

tröstete sich wegen der schlimmen Nacht mit der Aussicht auf ein besseres Bette, auf das er Hoffnung hatte, und schon waren einige Kapaunen zur Vergütung seiner gestrigen schlechten Mahlzeit, während seines Durchgehens durch den Hof bestimmt worden. Sein Erstaunen war außerordentlich, da er den Brief las, den ihm der Bauer zurückbrachte; und er wurde nicht durch den Vater desselben wieder aufgerichtet, der ihn auf sehr unhöfliche Art fortjagte. Der arme Manenke wuste vor Schmerz nicht, ob er wachte oder schlief. Er bat den Bauer, er sollte ihm doch nur den Namen seines neuen Herrn nennen. Er sagte ihm, daß es ein Goldschmidt wäre, der Michel Angnolo hieße, und auf die Frage, wer seine Frau sey, antwortete er, daß man sie Brigitte nennte, und daß ihr erster Mann der Doktor Manente gewesen, der an der Pest gestorben. Da er von dem ersten Mann der Brigitte sprach, so verkündigte er zugleich, daß sie einen zweyten genommen hätte, und über diese Neuigkeit wäre bald der arme Doktor umgefallen: Doch da er sich nicht entdecken wollte, so siegte er über sich selbst, und gieng fort. Er verlor keinen Augenblick, und ohngeachtet seiner Kleidung, die weder seinem Vermögen noch der Würde seines Standes angemessen war, reisete er nach Florenz. Er

durch-

durchwanderte fast die ganze Stadt, ohne von jemanden erkennt zu werden; und da er in die Grabengasse kam, so traf er eben seine Frau an, die mit seinem Sohn in's Haus ging. Er glaubte, daß sie ihn gesehen habe, ohne sich seiner zu erinnern, und spazierte nun mit großen Schritten und einem trostlosen Gesichte herum. Er durchlief wieder die ganze Stadt, kennte alle Welt, und ihn kein Mensch. Da endlich die Mittagsstunde herbeygekommen war, so ging er zu einem Wirth, den er sonst gekannt hatte, und der Amadore hieß. Er ließ sich zu essen geben. Am Ende sagte ihm Amadore, es käme ihm vor, als hätte er ihn irgendswo gesehen. — Das kann seyn, antwortete Manente — und entfernte sich, voll Verzweifelung, daß sich niemand auf ihn besinnen wollte. Endlich entschloß er sich, mit seiner Frau zu reden, es möchte auch kosten, was es wollte. Einige Zeit ging er vor seiner Thüre herum; da aber niemand kam, so wagte er es, anzuklopfen. Wer pocht — rief die Frau; Ich bin es, meine liebe Brigitte, antwortete Manente. — Sie wollte seinen Namen wissen, und er bat sie herunter zu kommen, weil er sich nicht nennen wollte. Seine Stimme und seine Figur erschreckten sie auf's äußerste, da sie sich in dem Augenblick an den Brief erinnerte. — Wer seyd

ihr — rief sie mit zitternder Stimme. Der Doktor, der nicht mehr zurückgehen konnte, war gezwungen, ihr also zu antworten — Ey kenn'st Du mich denn nicht mehr; ich bin Manente, Dein Mann, und will meine liebe Brigitte wieder haben. — Manente, rief sie, der ist tod und begraben. — Keines von beyden schrie der Doktor, ich bin noch keinmal gestorben; habe ich mich denn so verändert, daß Du mich nicht mehr kenn'st. Mach' auf, liebes Kind, und Du sollst sehen, daß ich noch lebe. Ihr seyd also der Mann mit dem Briefe; sagte Brigitte? soll ich euch gutes rathen, so entfernet euch geschwinde; wenn mein Mann euch antrift, so stehe ich nicht für euer Leben. Diese Unterhaltung hatte schon eine Menge Leute herbeygezogen; und ein jeder legte die Geschichte nach seiner Art aus. Eine Nachbarin, die man Monna Dorothee hieß, sagte Brigitten: — Nehmt euch in acht, daß das nicht der Geist eures Mannes ist, der Seelenmessen verlangt. Mir ist es, als erkennte ich ihn an seiner Stimme und seinen Zügen. Fragt ihn, warum er kömmt, und was er haben will. Nun fing Brigitte in einem andächtigen Ton an: — Seelige Seele, rede. Hast du etwas auf dem Herzen. Willst du Gebet. Quält dich ein Gelübde, das du nicht erfüllt hast. Liebe Seele, antworte und gehe. — So böse auch Manente war, so muste er doch bald lachen. Er schwur, daß er am Leben sey, und

Bri-

Brigitte bot ihm Messen an. Dorothee schrie auch auf ihrer Seite: Seele, bist du im Fegfeuer, so wird dich Brigitte bey einem Jubelfest daraus erlösen. Die Kreuze, die man in ansehnlicher Menge vor dem Manente machte, wurden ihm unerträglich. Jemehr er seine Ungeduld sehen ließ, jemehr wurden sie wiederholt, und die Zuschauer trugen auch das ihrige so gut wie die Frau und die Nachbarin bey. Der Zulauf wurde entsezlich, und endlich fürchtete er, daß man ihn im Ernst für einen Geist, oder gar für den Teufel halten, und auf eine ziemlich handgreifliche Art beschwören möchte, und hielt' es für das Beste, sich aus dem Staube zu machen. Er hatte nicht nöthig, sich durchzudringen; wo er hinkam, machte man Plaz und Kreuze. Nachdem er einen ziemlichen Weg zurückgelegt hatte und sich allein sahe, war er entschlossen, bey dem Bischof zu klagen, allein vorher wollte er doch sehen, ob ihn seine Freunde Burchiello und Leblond auch verkennen würden. Er gieng zu Amadore, gab ihm Geld, und bat ihn, Burchiello und Leblond zu Tische zu bitten. Der Wirth ließ sie kommen. Manente war sehr höflich gegen Burchiello, und sagte ihm, daß ihm nichts als sein guter Ruf bewogen hätte, ihn zum Abendessen zu bitten, und daß er ihm erlauben möchte, seines Umganges zu genießen. Wie sie in den Saal giengen, so sagte Bur-

chiello zum Leblond: — Ernstlich, ich dächte, das wäre der Doktor Manente, hätte ich ihn nicht begraben sehen. — Leblond sah' ihn an, und versicherte, daß er nie was ähnlichers gesehen habe. Man trug auf, und es war alles bey dieser Mahlzeit, was man nur verlangen kann; Gutes Essen und guter Appetit. Burchiello betrachtete den vermeinten Fremden ohne Aufhören, (denn Manente hatte sich dafür ausgegeben) und sahe, daß er gleich nach dem Sallat zwey Gläser Wein hintereinander trank, wie es Manente sonst gemacht hatte. Er schüttete sodann etwas Wasser unter seinen Wein, wie es dieser gleichfalls gewohnt gewesen war. Er erstaunte noch mehr, da er ihm Tauben essen, und die Köpfe nehmen sah', die Manente auch geliebt hatte. Der Doktor hätte sich gern zu erkennen gegeben; allein er wollte noch den Nachtisch erwarten, um die Muthmaßungen des Burchiello zu bestärken. Unter andern sezte man auch Ziegenkäse auf, den Manente nicht anrührte, und doch von allen andern aße. Burchiello, der nun nicht mehr zweifelte, daß es Manente selbst sey, fiel ihn um den Hals, und nennte ihn bey seinem Namen. Dieser Auftritt sezte den Wirth und Leblond in Erstaunen, die sich in einen Winkel stellten, um die Antwort des Doktors zu erwarten. — Endlich rief er aus, bist Du der einzige,

zige, der mich von allen meinen Freunden und Verwandten erkennt hat. Ja ich bin Manente: weder gestorben noch begraben, und esse und trinke noch eben so gut als vorher, wie Du siehst. Amadore und Leblond waren stumm für Schrecken: aber Burchiello redete ihnen zu, ließ sie Manente anfühlen, und besänftigte ihre Furcht ein wenig. Er erzählte ihnen nun seine Geschichte, worüber sie erstaunten, und oft eben so sehr darüber lachten. Da er sie geendiget hatte, so sahe Burchiello, der klug war, etwas von der Bosheit des Prächtigen: die andern aber wollten von nichts als Zauberey wissen. — Das hat der Prächtige angestellt, sagte immer Burchiello. Sagte ich Dir es nicht, daß Du ihm Deine Indiskretion zu Careggi bezahlen würdest. — Der Doktor nahm endlich diese Meynung auch an, nachdem er lange genug darüber nachgedacht hatte. Man rieth ihm, nach vieler Ueberlegung, bey dem Bischof zu klagen, und gieng auseinander. Unterdessen erzählte Brigitte den Vorfall bey der Zurückkunft des Michel Anguolo. Sie betheuerte, daß es die Seele ihres Mannes sey, und er schwor, daß es ein Betrüger wäre, den man der Gerechtigkeit überliefern müßte, der aber nach dem mißlungenen Versuch gewiß nicht wiederkommen würde. Den andern Morgen gab Burchiello den Manente Kleider, führte ihn durch die ganze

Stadt,

Stadt, und zeigte ihn einem jeden, der ihnen begegnete. Die Nachricht von seiner Erscheinung breitete sich durch die ganze Stadt aus, und kam den Anguolo zu Ohren. Er hatte gehört, daß Manente bey dem Bischof klagen wollte, und ließ sich sogleich einen Auszug aus dem Todtenregister geben. Die ganze Nachbarschaft bezeugte, daß der Doktor Manente an der Pest gestorben sey, und er glaubte daher seine Ansprüche leicht zu vernichten, ob er gleich selbst die ungemeine Aehnlichkeit gestehen muste. Der Vikarius nahm die Klage an, und lud den Gegentheil vor. Er hörte beyde Theile, und war sehr verlegen, diesen seltenen Rechtshandel zu entscheiden. Nachdem er die Zeugen vernommen hatte, so vermuthete er nichts weniger als eine Mordthat bey dieser Sache, da ein Mensch begraben worden wäre. Er berichtete dieses nun den Achten; und man sezte die beyden ins Gefängniß, um ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Den andern Morgen wurde der Doktor förmlich verhört, und erzählte seine Begebenheit mit aller Aufrichtigkeit. Sie sezte den Ernst der Richter nicht wenig in Verlegenheit. Man befragte sodann den Michel Anguolo, der seinen Auszug aus dem Todtenregister vorzeigte, und die Zeugen abhören ließ, die alle den Tod und das Begräbniß des Doktors bejaheten. Da die Achte sahen, daß

von

von einem Geistlichen die Rede war, der dem Verstorbenen in seinem Tode beygestanden haben sollte, so schickte man in sein Kloster. Allein er war wegen einer ganz andern Sache entwichen, und vermehrte die Verlegenheit und Bestürzung der Richter. Während diesen Verhandlungen hatte **Burchiello** einen von ihnen vertraut, daß er den **Prächtigen** für den Urheber dieser Geschichte hielte. Der Richter trat seiner Meynung bey, und schlug vor, daß man den **Prächtigen** die Entscheidung dieses Prozesses überlassen sollte. Es wurde angenommen. Man schrieb ihm. Er kam nach Florenz zurück, entzückt über den guten Fortgang seines Scherzes. **Manente** stellte sich ihm vor. Der Prächtige sagte ihm mit dem größten Erstaunen — Wie! bist Du es auch, Manente? Nie hätte ich geglaubt, Dich nach Deiner Beerdigung wiederzusehn. Aber Du bist Dein Geist. — Nein, gnädiger Herr, antwortete er — und wollte ihm seine Begebenheiten erzählen, allein der **Prächtige** antwortete, daß er ihn diesen Abend in Gegenwart des andern Theils hören wollte. Man wird nicht zweifeln, daß ihn dieser Rechtshandel sehr viel Spaß machte, und daß er mit sich zufrieden war. Er versammelte die Vornehmsten der Stadt, die den **Manente** gekennt hatten, und ließ den **Anguolo** vorrufen, um ihn mit seinen Zeugen zu verneh-

men.

men. Bey jedem Umstand, der ihn allemal besser als den andern bekannt war, that er erstaunt, und lachte in seinem Herzen. Er ließ den Manente kommen, der ihm alles sehr deutlich erzählte, was ihm begegnet war. Er that tausend Fragen, weil er auf jede einer lustigen Antwort gewiß war. Er brachte ihn immer auf das vorige zurück, und er wiederholte jeden Umstand dreymal. Der Auftritt wurde noch interessanter, als man den Anguolo rufen ließ, um ihn mit dem Manente zu konfrontiren. Da sich endlich der Prächtige lange genug belustiget hatte, ließ er den Vikarius kommen, und redete ihn folgendermaßen an: — Nach allen, was vorgegangen ist, bleibt weiter keine Frage übrig, als diese, ob der Körper, der sich hier unter dem Namen des Manente darstellt, eine Erscheinung durch die Hand eines Zauberers hervorgebracht, ein Geist aus der andern Welt, oder der Doktor Manente selbst ist. Man muß ihn also auf die Probe stellen, und beschwören lassen. — Der Vikarius fiel dieser Meinung bey. Manente wollte wohl einige Einwendungen machen, allein der Prächtige hieß ihn schweigen, und man gieng auseinander, um die Anstalten zu dieser wichtigen Handlung zu machen. Der Vikarius war ein guter Christ, ein ehrlicher Mann, und ein sehr kleines Genie. Er war nie ungerecht, irrte sich aber eben so sehr, als er leichtgläubig

war.

war. Unterdessen er alles zurechte machte, um den armen Manente zu beschwören, ließ der Prächtige einen der berühmtesten Schwarzkünstler von Italien, Népo de Gallatroua, nach Florenz kommen, unterrichtete ihn in seiner Rolle, und hielt ihn so lange bey sich verborgen, bis die Zeit kam, wo er sie spielen sollte. Am Tag der Feyerlichkeit sezte sich der Vikarius auf einen Stuhl, den man in der Kirche der heil. Maria der grösseren errichtet hatte, von dreißig der berühmtesten Mönche umgeben. Man ließ den Manente kommen. Er kniete mit vieler Höflichkeit, ja sogar mit Andacht nieder. Er hörte die ganze Beschwörung sehr ruhig an; die Evangelien, Psalmen, Hymnen und Gebete. Er verwendete sein Gesicht bey nichts, und selbst bey denen Reliquien nicht: er bückte sich vor alles mit vieler Artigkeit, dankte Gott, indem er vor Zorn schäumte, und bat den Vikarius, es nur kurz zu machen. Alles gieng gut, bis ein großer fremder Mönch erschiene; er war jung und kraftvoll, und wurde für einen großen Teufelsbanner gehalten. — Laßt mich, laßt mich machen! rief er, indem er hineintrat, es soll nicht lange werden, so wollen wir wissen, ob dieser Mensch besessen ist. Was es auch für ein Teufel ist, so will ich schon mit ihm fertig werden. — Bey diesen Worten nahete er sich dem

Ma-

Manente, mit einem Gesicht, das sehr geschickt war, Furcht einzujagen, hing ihm den Mantel des heil. Philipp um, und fing ihn an, mit vieler Hitze zu fragen. Dieser antwortete immer sehr fertig: allein da den Mönch, der von seinem Eifer fortgerissen wurde, einige lächerliche Ausdrücke entwischten, so muste der Doktor wider seinen Willen lachen. Der Mönch versah' ihn mit zwey der derbsten Ohrfeigen, die je in dieser Welt gegeben worden sind, und schrie dazu: — Gut, jezt hab' ich Dich. Ach und wär'st Du auch mehr noch als der Teufel, so must Du heraus. — Manente, den die Gestikulation des Mönchs die Lust zum Lachen genommen hatte, rief ihn zu: — Ey beschwöre Du, so lange Du willst: — Und der Mönch schlug aus allen Kräften auf ihn los, und schrie: — Noch immer? Du must heraus, du höllischer Geist, ich stehe dafür. — Ach Verräther, rief Manente aus, auf den es Prügel regnete; ist es erlaubt, einen guten Christen und ehrlichen Mann so zu behandeln? Schämst Du Dich nicht, gottloser Söffel, einen Menschen, der sich nicht wehren kann, so zu schlagen? — Der Mönch, der alles dieses für Beleidigung des Teufels ansahe, der sich in der Nothwendigkeit sähe, seinen Posten zu verlassen, nahm ihn beym Leibe, und warf ihn an die Erde. Er sezte ihn das Knie auf die Brust, packte ihn mit beyden

Fäu-

Fäusten an den Hals, und hätte gewiß nicht den Teufel, sondern gar die Seele ausgetrieben, hätte Manente nicht um Barmherzigkeit gebeten. Der Mönch ließ seine Beute fahren, in der Meynung, daß der Teufel gutwillig gehen würde. Er fragte ihn eben, durch was für ein Zeichen er seinen Auszug zu erkennen geben wolte, als Monacco auf Befehl des Prächtigen ankam. — Plaz! Plaz! rief er! ich habe da den Schlüssel zu diesem Geheimniß. Ich will mit dem Vikarius reden. Bey diesen Worten, die durch sein Aussehen unterstüzt wurden, ließ man ihn durch. Er war groß: sein Gesicht braun, aber lebhaft: der Kopf fast ganz kahl, er hatte ein dürres Gesicht, und einen braunen Bart, dick und außerordentlich lang. Seine Augen waren blizend, ob sie gleich tief lagen, und sein langer, rother Rock gab ihm ein sonderbares Ansehen. Da er bis zum Vikarius gekommen wär, so muste sich der Mönch entfernen, und Manente konnte nun wieder Athem holen. — Mein Herr, sagte er zum Vikarius, ich will Ihnen dieses Geheimniß entschleyern, das außer mir niemand weiß. Manente ist nicht gestorben, und ich bin es, der durch meine magische Kunst diese wundervolle Begebenheit veranlaßt hat: ich, der ich der berühmte Népo de Galatrouo bin, der allen Teufeln zusammen eben soviel zu be-

fehlen hat, als Sie einem Sakristan Ihrer Kirche. Ich habe ihn im Schlaf entführen lassen, und einen meiner Geister aufgetragen, ihn in einen bezauberten Pallast zu führen, woraus er in den Wald von Vernica gebracht worden ist. Einen Luftgeist trug ich auf, die Gestalt des Manente anzunehmen: er gab sich für krank aus, starb, und wurde begraben. Dieses ist die Ursache der Geschichte und des Prozesses. Aus keiner andern Ursache ließ ich ihm die Würkung meiner Kunst erfahren, als der, daß ich von seinem Vater beleidiget wurde. Man soll mir nicht auf mein Wort glauben. Lassen Sie das Grab öfnen, wohin man den Luftkörper gelegt hat; und ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß sie mich alsdenn keiner Unwahrheit beschuldigen. — Der Vikarius und alle Mönche hörten ihn mit eben so grosser Aufmerksamkeit als Erstaunen an. Manente obgleich empfindlich wegen dessen, was er durch ihn erlitten hatte, nahm sich doch in Acht, daß er sich nichts von seinem Zorn merken ließ. Alle hatten ihn im Auge, und keiner traute sich, ihm ins Gesicht zu sehen. Der Vikarius fertigte auf der Stelle zwey Mönche ab, um das Grab zu eröfnen. Alles drängte sich hinter sie her. Man machte es im Gesicht des Volks auf, und sahe gleich eine schwarze Taube, die mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles herausflog, und sich den Augen der Zuschauer entzog. Sie schrien alle zugleich, und ein jeder lief davon. Der Sakri-

kristan, der den Stein hielte, fiel für Furcht um, und brach ein Bein. Die Mönche liefen zu dem Vikarius, und schrien Wunder über Wunder. Einer sagte, es wäre aus dem Grabe ein Geist in der Gestalt eines Eichhörnchens mit Flügeln gekommen; der andere, es wäre eine Schlange gewesen, die Feuer gespien hätte. Einer hatte einen Teufel in Gestalt einer Fledermaus, die mehresten aber sehr deutlich ein vollkommenes kleines Teufelchen gesehen, dem einige noch Hörner und Gänsepfoten beylegten. Das was kein Mensch vermuthete, und was der Leser leicht rathen wird, ist, daß der Prächtige eine schwarze natürliche Taube hatte hineinthun lassen. Der Vikarius, der nun von diesem Wunder unterrichtet war, befahl sogleich, den Népo anzuhalten, um ihn nachher als einen Zauberer zu verbannen. Allein dieser hatte sich unter der Menge verloren, und war also verschwunden. Den Prächtigen hatte die Erzählung dieser Sache sehr belustiget. Er ließ nunmehr die Partheyen vorladen, und nachdem er ihnen in Gegenwart des Vikarius befohlen hatte, sich zu küssen, so sprach er dieses Urtheil. — Michel Anguolo soll morgen alles, was er von Brigitten bekommen hat, ersezen. Sie soll, so lange bis ihre Wochen vorbey sind, bey ihrem Bruder verbleiben, und alsdenn wieder zu ihrem ersten Mann gehen. Alle Welt fiel diesem Urtheil bey, und

man fand es der Weisheit eines Salomo würdig. Die zwey Männer, die Frau und die ganze Verwandschaft, aßen den Abend bey Manente, der den Wirth machte, und die Kosten bezahlen muste, da er sich wieder in dem Besitz seines Vermögens sahe. Freylich muste er mit diesem auch seine Frau wiedernehmen. Den andern Morgen wurde der Spruch des Prächtigen vollstreckt. Brigitte kam mit einem Sohn nieder, den Anguolo zu sich nahm, und ging wieder zu ihrem vorigen Manne; der ihr zwar die zweyte Heyrath vergab, aber seine unglückliche Begebenheiten nicht vergaß. Die Macht der Zauberey hatte einen so starken Eindruck auf ihn gemacht, daß er immer seinen Zufall auf die Rechnung des Népo schrieb, ob ihm gleich der Prächtige den ganzen Scherz gestand. Er verabscheute im Grunde alle Zauberey; hatte aber seine ganze Lebenszeit die gröste Ehrfurcht für sie.

H — ch.

V. Epi=

V.

Episoden

und

kleine Geschichten.

Beschluß des Teufel Amors.

Ich erblickte etwas Hervorragendes im Hintergrunde der Capelle. Es war ein Monument.

Zwey Geniusse liessen in eine Gruft von schwarzem Marmor den Leib eines Weibes hinab. Zwey andre Geniusse weinten über ihrem Grabe.

Die Figuren alle waren von weissem Marmor. Ihre natürliche Weisse durch den Contrast erhoben, warf den schwachen Schein der Lampe stärker zurück, ihr Glanz schien ihnen eigen, und die Erleuchtung der Capelle durch sie bewürkt.

Ich trete näher, betrachte die Figuren, ihr Ebenmaß ist schön, ihr Ausdruck vollkommen, das Ganze ein Werk der letzten Hand.

Aber wie ward mir, als meine Augen das Antlitz der Hauptfigur entdeckten? Ich glaubte die Gestalt meiner Mutter zu sehn. Lebhafter, zärtlicher Schmerz, heilige Ehrfurcht, kommen über mich. O meine Mutter, geschieht es, um mich zu warnen, dich nicht durch Fühllosigkeit und Ausgelassenheit ins Grab zu bringen, daß dieses kalte Gleichniß hier dein Ebenbild trägt. Ja du Krone der Weiber, dein Alvares hat sich verloren, aber deine Rechte über sein Herz sind dir alle geblieben. Lieber will er sterben, als dir nicht gehorchen, der fühllose Marmor sey sein Zeuge. Ach! mich verzehrt die grausamste Leidenschaft, die ich nicht überwältigen kann. Du hast meinen Augen geredet, rede, o rede meinem Herzen, und soll ich mich losreissen, so lehre mich, wie ich das thun kann, und leben bleiben.

Mit Heftigkeit sprach ich diese dringende Anrufung, mit zur Erde gewandtem Antlitz, und in der Lage erwartete ich mit Ueberzeugung Antwort, so weit ging mein Taumel.

Jetzt bedenk' ich, was ich damals nicht konnte: daß in allen Vorfällen, wo wir einer außerordentlichen Hülfe bedürfen, um unser Betragen einzurichten, wenn wir sie mit Heftigkeit

keit fordern, und auch nicht erhört werden, wir uns wenigstens dadurch, daß wir uns recht zusammennehmen, um empfänglich zu seyn, in den Stand setzen, bey unsrer eigenen Vernunft Hülfe finden zu können. Ich hätte verdient von den Meinigen verlassen zu seyn, aber ich vernahm ihren Rath: „Setze eine Pflicht, die du „erfüllen must, und einen großen Zeitraum, zwi„schen deiner Leidenschaft und dir, der Erfolg „wird dich leiten.“ Ich sprang auf. Ich will mein Herz vor meiner Mutter ausgießen, bey ihr will ich Schutz suchen.

Ich ging in meine gewöhnliche Herberge, ließ mir ein Fuhrwerk bestellen, und ohne irgend Gepäcke mitzunehmen, nahm ich den Weg nach Turin, um über Frankreich nach Spanien zu gehn. Aber vorher schickt' ich Biondetta'n einen Bancozettel von 300 Zechinen, und diesen Brief:

„Ich entreiße mich Ihnen, und mit Ih„nen dem Leben, tröstete mich nicht die Hof„nung baldiger Rückkehr. Ich eile zu meiner „Mutter; Ihr Bild wird mir sie besiegen leh„ren, sie wird einwilligen, und dann werd ich „das Band knüpfen, das allein mein Glück „machen soll. Die eine Pflicht noch mir, dann

„werde alles der Liebe, und der Ueberrest meiner „Tage zu Ihren Füßen hingebracht. Sie sollen „die Spanier kennen lernen, Blondetta! Pflich„ten der Ehre und des Bluts sind ihnen hei„lig, aber sie sinds nicht allein. Die glückli„che Frucht dessen, was Sie Vorurtheil nennen, „wird Ihnen keinen Stolz mehr zu sehn er„lauben. Ihre Liebe, an der ich nicht zweifle, „hat mir einen völligen Gehorsam gelobt. „Diese schwache Ergebenheit in Absichten deren „Ziel unser beyder Glück ist, wird mirs am „besten beweisen.

„Ich schicke Ihnen hiebey, was Sie etwa „brauchen können, aus Spanien sollen Sie „würdigere Geschenke bekommen, wird sie Ihr „Diener selbst zu Ihren Füßen legen. —“

Ich war auf dem Wege nach Estremadura. Die schöne Jahrszeit, alles kam meiner Ungeduld, bald mein Vaterland wiederzusehn, zu statten. Schon sah ich die Thürme von Turin, als eine schlechtaussehende Postchaise, die mir schnell vorbeygefahren war, still hielt. Durch den Schlag sah ich ein Frauenzimmer winken, und heraussteigen wollen.

Mein

Mein Postillion hält von selbst still, ich steige aus, und Biondetta stürzt in meine Arme. Ohnmächtig und sinnlos blieb sie darinn liegen. „Alvares! Du hast mich verlassen" war alles, was sie hatte sagen können.

Ich trug sie in meine Chaise, wo anders konnt ich sie hinlegen? zum Glück war sie zweysitzig. Ich that mein möglichstes, um ihr das Athemholen leichter zu machen, streifte die Kleidungsstücke ab, die sie drückten, hielt sie in meinen Armen, und so fuhr ich weiter. Meine Lage kann man sich vorstellen.

Beym ersten rechtlichen Gasthofe hielten wir still. Biondetta ward ins beste Zimmer getragen, auf ein Bett gelegt, ich setzte mich bey ihr. Sie ward mit kräftigen Wassern gerieben und besprützt, öfnete endlich die Augen.

„Ich habe noch einmal sterben sollen, sprach „sie. Es wird auch geschehn." Wie unbillig! sagt' ich. Sie verwarfen Maasregeln, die ich nothwendig fand und fühlte, aus Eigensinn. Ich hätte meine Pflicht vernachläßigt, wär' ich Ihnen gefolgt, hätte mich Unannehmlichkeiten und Gewissensbissen ausgesetzt, die den Frieden

unsrer

unsrer Vereinigung unterbrechen würden. Ich entfliehe, um die Einwilligung meiner Mutter zu holen —

„Und warum, Grausamer, entdeckst Du mir „Deinen Willen nicht? Ich bin geschaffen, Dir zu „gehorchen, und hätt's gethan. Aber Du hast „mich ohne Schutz gelassen vor der Rache meiner „Feinde die es Deinetwegen sind, hast mich den „demüthigendsten Beleidigungen ausgesetzt —“ Wessen Biondetta, wer durfte? —

„Wer darf nicht? ein weibliches, verächtli„ches, beystandloses Geschöpf wie ich bin! Der „Schurke Berendillo war uns nach Venedig ge„folgt. Sie waren fort, Sie braucht' er nicht „zu fürchten, mir kann er nichts thun, seit ich „Ihnen gehöre, aber die Einbildungskraft meiner „Bedienten verwirren. Er hat ihr Haus an „der Brenta durch Gespenster aus seiner Fabrick „belagern lassen. Meine erschrocknen Aufwärte„rinnen verliessen mich. Es gieng ein allgemei„nes Gerede, das viele Briefe bestätigten, ein Pol„tergeist habe einen Hauptmann von der Garde „des Königes in Neapel entführt, und nach Ve„nedig gebracht. Man versichert, ich sey der Pol„tergeist, und findet davon fast untrügliche Spuren. „Jeder flieht vor mir, scheut mich. Umsonst

„such'

„such' ich Hülfe und Mitleid. Endlich rührt „mein Gold mehr als mein Elend. Man ver„kauft mir eine schlechte Chaise sehr theuer; ich „fand Wegweiser, Fuhrleute. Ich folg' Ihnen —

Die Geschichte ihrer Unglücksfälle erschütterte meine Standhaftigkeit. So etwas konnt' ich nicht voraussehen, sagt' ich. Sie waren sonst an den Ufern der Brenta geschätzt und geehrt. Sie verdienten diesen Tribut. Konnt' ich denken, weniger in meiner Abwesenheit? Aber, Biondetta, Sie sind so weise, und sahn nicht, daß Sie mich aufs äusserste treiben würden, wenn Sie sich so den Maasregeln meiner Vernunft gradezu widersetzten? Warum? —

„Wer ist immer Herr über sich selbst? Ich „habe mich zwar selbst zum Weibe gemacht, aber „doch bin ich Weib, nehme jeden Eindruck an, „bin kein Stein. Ich habe unter den Zonen die „elementarische Masse gewählt, aus der mein Leib „zusammengesetzt ist; sie ist sehr reizbar, ohne sie „wär ich fühllos, empfände nichts für Sie, wäre „Ihnen unschmackhaft. Verzeihen Sie mir, daß „ich mich aller Unvollkommenheiten meines Ge„schlechts ausgesetzt habe, um wo möglich, alle „seine Reitze zu vereinigen, aber der Fehler ist be„gangen, meine Gefühle sind schnell wie der Wind, „meine

„meine Phantasie brennend wie ein Vulcan. Mit „einem Wort, meine Leidenschaften sind von einer „Heftigkeit, die Sie erschrecken müßte, wären Sie „nicht der Gegenstand der heftigsten, und kennten „wir nicht die Ursachen und Würkungen dieser „Schwingungen der Natur besser, als man sie „in Salamanca kennt, da giebt man ihnen „verhaßte Namen, die geringste Foderung ist „sie zu ersticken. Ersticken — diese himm„lische Flamme, durch deren Schnellkraft allein „Leib und Seele wirken, und sich zwingen kön„nen, ihre Vereinigung zu unterstützen. Das ist „so schwankend, lieber Alvares! Man muß über „diese Bewegungen herrschen, aber zuweilen ihnen „nachgeben; widerspricht man ihnen zu sehr, „so empören sie sich, brechen auf einmal los, „und werfen den Richtstuhl der Vernunft übern „Haufen. Geben Sie mir in diesen Augenblicken „nach, Alvares; ich bin erst sechs Monate alt, al„les, was ich fühle, reißt mich fort, eine abge„schlagene Bitte, ein unbedachtsames Wort, macht „meine Liebe unmuthig, empört meinen Ehrgeitz, „erweckt in mir Verdruß, Mißtrauen, Furcht! „was weiß ich alles? O Alvares! mein armer „Kopf geht darüber zu Grunde, und Du bist „eben so unglücklich als ich.“

O Biondetta! antwortete ich, wer kann Sie hören, und nicht erstaunen. Aber das Geständniß Ihrer Neigungen ist die Sprache der Natur. Unsre wechselseitige Zärtlichkeit soll uns schützen, dazu was können wir nicht von den Rathschlägen einer würdigen Mutter erwarten, die uns in ihre Arme aufnehmen wird? Sie wird Sie lieben, alles bürgt mir dafür, und unsre Tage sollen in Frieden hinfliessen. — „Wie Sie „wollen, Alvares. Ich kenne mein Geschlecht „besser, meine Erwartungen sind nicht so hoch „gespannt; aber Ihnen zu gefallen ergeb' ich „mich in alles." Zufrieden mich auf dem Wege nach Spanien zu wissen, mit Einwilligung und in Gesellschaft des Gegenstandes, der meine Vernunft und Sinne gefesselt hatte, suchte ich den Durchgang der Alpen zu finden, um in Frankreich anzukommen; aber es schien, als würde mir der Himmel zuwider, seitdem ich nicht mehr allein war; beständige Gewitter hielten meine Reise auf, machten die Wege schlecht, und die Ueberfahrten nicht thunlich, die Pferde ermüdeten: mein Wagen, der neu und gut gemacht schien, ward mit jeder Station baufälliger, bald fehlte es an der Achse, bald an der Spur oder an den Rädern. Endlich nach tausend Querstrichen gelangt' ich zu den Passe von Tendor.

Bey den Unruhen und Verlegenheiten, die mir eine so widerwärtige Reise machte, bewunderte ich Biondetten. Es war nicht mehr die empfindliche Frau, traurig oder aufgebracht; sie schien meinen Verdruß erleichtern zu wollen, dadurch, daß sie sich allen Launen der ausschweifendsten Lebhaftigkeit überließ, damit ich glauben sollte, diese Beschwerden griffen sie nicht an.

Alle diese anmuthige Schäckerey war mit zu verführerischen Liebkosungen vermischt, als daß ich hätte widerstehen können: ich überließ mich ihnen, doch nicht ohne Zurückhaltung; mein Ehrgeitz, der mit im Spiel war, diente meinen heftigen Begierden zum Zügel. Sie las zu gut in meinen Augen, um nicht meiner Verwirrung zu sehen, und sie vermehren zu können. Ich war in Gefahr, das muß ich gestehn. Wäre unter andern einmal das Rad nicht gebrochen, so weiß ich nicht, wie es um mein Ehrenwort ausgesehn hätte. Das machte, daß ich mich fürs künftige besser in Acht nahm.

Nach unglaublichen Beschwerden kamen wir in Lyon an. Aus Achtung gegen sie willigte ich ein, einige Tage da mich auszuruhn. Sie machte mich aufmerksam auf das Gefällige, Leichte der französischen Sitten. — „In Paris,

„am

„am Hofe, möcht' ich Sie anbringen. Es soll „Ihnen nicht an Unterstützung jeder Art feh„len; Sie sollen Figur machen, soviel Sie wol„len, und ich habe die sichersten Mittel, Sie „da eine große Rolle spielen zu lassen; die „Franzosen sind gelant: wenn mich nicht die „unverzeihlichste Einbildung blind macht, so wür„den die ersten im Volk mir huldigen, und ich „würde sie alle meinem Alvares aufopfern. Wä„re das nicht Triumph genug für die Eitelkeit „eines Spaniers!“

Ich hielt den Vorschlag für Scherz. „Nein, „sagte sie, es ist mein völliger Ernst.“— Geschwind also nach Estremadura, versezt' ich, damit der Hof von Frankreich Sie bald als die Gemalinn des Don Alvares Maravillas sehe, nicht als Abentheurerin. — „Ich bin auf „dem Wege nach Estremadura, sprach sie; er „kömmt mir nicht vor, wie der Weg zu meinem „Glück: wie soll ichs machen, daß ich ihn nie „zurücklege?“

Ich hörte sie an, sah sie widerstreben, aber ich eilte zum Zweck, und befand mich bald auf Spanischem Boden. Unvorgesehene Hindernisse, Abgründe, ausgefahrne Gleise, besoffene Treiber, stätige Maulthiere, liessen mir noch weniger Ruhe, als in Piemont und Savoyen.

Spaniens Gasthöfe sind übelberüchtigt, und mit Recht; dennoch schätzt ich mich glücklich, wenn die Mühseligkeiten des Tages mich nicht zwangen, einen Theil der Nacht mitten auf dem Felde, oder in einer abgelegenen Scheune zuzubringen.

„Ist das Land, das wir suchen, auch nicht „besser, fragte sie, haben wir noch weit?“

Sie sind in Estremadura, war meine Antwort, höchstens zehn Meilen vom Schlosse Maravillas — „Wir werden gewiß nicht hinkommen; Sehn Sie, wie dick es da aufzieht.“

So schwarz hatt' ich den Himmel nie gesehn. Die Scheune, wo wir sind, Biondetta, sagt' ich, schützt uns vor dem Regen. „Auch vor „dem Gewitter?“ sagte sie — Was scheuen Sie das Gewitter, eine Bewohnerin der Luft, die es so oft haben entstehen sehn, und wissen wie? — „Ich würd' es nicht scheun, wenn „ich es weniger kennte; Ihnen zu Liebe hab' ich „mich den Gesetzen der Körperwelt unterworfen, „und scheue den Tod, und fürchte diese Gesetze.“

Wir saßen auf zwey Bündeln Stroh in der Scheune gegeneinander über. Das Gewitter, das

sich von fernher angekündigt hatte, kam unterdessen näher, und wüthete erschrecklich. Der Himmel schien ein Feuer in alle Winde verstreut: die Donner durch den Wiederhall der nahen Gebürge vermehrt, krachten fürchterlich um uns her. Die Schläge folgten sich nicht, sie stiessen gegen einander. Wind, Hagel, Platzregen stritten um den Preis, das meiste zu dem grauenvollen Schauspiel zu fügen, unter dem unsre Sinne erlagen. Auf einmal scheint ein Blitz unsern Zufluchtsort zu entzünden. Ihm folgt ein schrecklicher Schlag. Biondetta mit geschlossenen Augen, die Hände an dem Kopf gedrückt, stürzt sich in meine Arme: „Alvares! ich bin verloren.“ —

Ich will sie aufrichten. „Wie mein Herz „schlägt“ sagte sie. Sie legte meine Hand auf ihre Brust, und wiewol da die Empfindung schwächer seyn muste, fand ich sie doch ausserordentlich bewegt. Sie umschlang mich, so fest sie konnte, mit jedem Blitz heftiger. Endlich thats einen Schlag, schrecklicher als alle vorhergehende. Biondetta warf mich über sich hin.

Diese Wirkung der Furcht schien mir zu sonderbar. Ich befürchtere, daß es nicht das Gewitter, sondern der Vorsatz sey, meinen Entschluß in Ansehung ihrer wankend zu machen, der sie so

handeln liesse. Ich war mehr bewegt, als ich es sagen kann, aber ich stand auf: „Biondetta, Sie „wissen nicht, was Sie thun. Beruhigen Sie „Sich. Das Getöse gilt weder Ihnen, noch „mir.“ Mein kaltes Blut muste ihr sonderbar dünken, aber sie konnte mir ihre Gesinnungen verbergen, indem sie fortfuhr, sich verwirrt zu stellen. Glücklicherweise hatte das Gewitter seine letzten Kräfte bewiesen, der Himmel klärte sich auf, und Mondenhelle verkündigte Ruhe der Elemente.

Biondetta blieb auf ihrer Stelle liegen. Ich setzte mich bey ihr, ohne ein Wort zu sagen; sie schien zu schlafen, und ich fing an, niedergeschlagener als je seit dem Anbeginn meines Abentheuers, über die nothwendig verdrießlichen Folgen meiner Leidenschaft nachzudenken. Ich darf nur den Hauptinhalt meiner Gedanken hersetzen: Meine Geliebte war vortreflich, aber ich wollte sie zu meiner Frau machen.

Der Tag überfiel mich in meinen Betrachtungen, ich stand auf, um zu sehn, ob ich meinen Weg fortsetzen könnte. Das war unmöglich. Die Maulthiere könnten keinen Schritt thun, sagte der Treiber. Ich stand verdrießlich da. Biondetta trat zu mir.

Mit meiner Geduld wars aus, als ein stämmiger Kerl mit einer Art Galgenphysionomie daher-

dahertrat, und ein Paar tüchtige Maulesel vor sich hintrieb. Mit dem trat ich in Handel, er wuste den Weg, wir wurden einig.

Grade wollt' ich in den Wagen steigen, da kam eine Bäurin mit einem Burschen den Feldweg her. Sie schien mir bekannt, ich sah sie genauer an, es war Bertha, ehrliche Pächterin aus meinem Dorf, meiner Amme Schwester. Ich rief ihr; sie stand still, sah mich an, ward wie vorn Kopf geschlagen. „Sie sinds, „Sennor Don Alvares? Was suchen Sie hier, „wo Ihr Verderben gewiß ist? wo Sie so „viel Unheil gestiftet haben?“ — Ich, gute Bertha, das hätt' ich gethan? —

„Ach! Sennor Alvares, sagt Ihnen Ihr „Gewissen nicht, daß Sie nun schuld dran sind, „daß 's unsrer guten gnädigen Frau so ergeht. „Sie liegt in Todesnöthen.“ — Meine Mutter! rief ich — „Ja, das kömmt von dem „Verdruß, den Sie ihr gemacht haben. Herr „Gott! wer weiß, ob sie noch lebt. Sie hat „Briefe gekriegt von Napolis, und von Venedig, wo erstaunende Sachen drinn gestanden „haben. Ihr gnädiger Herr Bruder ist wie toll. „Er sagt, er wills Ihnen wol weisen, will Sie „angeben bey der Obrigkeit —“

Geht, Frau Bertha, und kommt ihr vor mir nach Maravillas, so meldet meinem Bruder, daß er mich bald sehn soll.

Der Wagen war angespannt, ich gab Blondetten meine Hand, und verbarg die Zerrüttung meiner Seele unter der Larve der Festigkeit. Sie schien erstaunt: „Wie, Ihrem Bruder entge„gen? der Familie, die auf Sie zürnt? der „Mutter, die um Sie stirbt?“

Sennora, ich fürchte meinen Bruder nicht, beschuldigt er mich mit Unrecht; so muß ich ihn zurechtweisen. Hab' ich Unrecht, so muß ich mich entschuldigen; die Leiden meines Herzens fodern sein Mitleid und seine Nachsicht. Und ist meine Mutter durch die Zügellosigkeit meines Lebens in das Grab gesunken, so muß ich diesen Greuel büßen, und so laut ihren Verlust beweinen, daß die Wahrheit und die Offenheit meines Schmerzes in den Augen des ganzen Spaniens den Flecken auswaschen, den sonst die Schwachheit meiner Natur auf mein Geschlecht bringen würde. —

„Ach, Don Alvares! Sie stürzen sich und „mich ins Verderben, diese Briefe, diese Vor„urtheile gegen Sie, sind die Folge unserer „Unglücksfälle, und der Verfolgungen, die ich

„in

„in Venedig erlitt. Der verrätherische Berna„dillo, den Sie nicht genug kennen, sticht sich „hinter Ihren Bruder, treibt ihn —“ Was kümmert mich Bernadillo, und alle Schurken der Erde! Ich selbst, Sennora, bin der einzige Feind, den ich zu fürchten habe. Mein Bruder wird nie blindlings Rache nehmen, Ungerechtigkeit verüben, oder irgend etwas thun, was den Mann und den Spanier schändete. Auf diese etwas heiße Unterredung folgte ein Stillschweigen. Das hatte für jeden von uns sein Unangenehmes; aber bald schlossen sich Biondettens Augenlieder, sie schlief ein. Wie konnt' ich sie nicht ansehn? Wie konnt' ich sie ohne Rührung betrachten? Diesem Gesicht, das von allen Schätzen, von aller Pracht der Jugend strahlte, gab der Schlaf, außer der natürlichen Anmuth der Ruhe, noch den frischen Reitz des Lebens, der alle Züge harmonisch macht. Ich ward von neuem bezaubert, mein Mißtrauen verlor sich ganz, ich dachte nur daran, wie ich ihr Haupt vor dem Hin- und Herschaukeln des Fuhrwerks sichern wolte. Auf einmal kam ein heftiger Stoß, sie fuhr auf mit einem Schrey, und wir warfen um, die Achse war gebrochen. Zum Glück standen die Maulthiere still. Ich mache mich loß, eile voll Furcht Biondetten zu helfen. Sie hatte nur eine leichte Contusion am Elbo-

gen, und bald waren wir wieder auf den Füssen, aber im freyen Felde, in der Sonnenhitze des hohen Mittags, fünf Meilen vom Schlosse meiner Mutter, ohne Warscheinlichkeit, dahin gelangen zu können, denn unsern Augen zeigte sich kein bewohnter Ort. Endlich, nach langem aufmerksamen Umhersehn, glaubt ich in der Entfernung einer Meile Rauch hinter einem Holze aufsteigen zu sehn; ich ließ also den Mauleseltreiber bey meinem Wagen, und beredete Biondetten, mit mir nach der Seite hinzugehn, wo wir einige Aussicht zur Hülfe hatten.

Je näher wir kamen, destomehr wuchs unsre Hofnung. Schon schien sich der kleine Wald zu theilen, und bald sah' ich, daß er einen Eingang machte, in dessen Grunde kleine Häuser lagen, endlich fand ich, daß es ein großer Meyerhof war.

Alles schien dort in Bewegung, obgleich sonst das Haus allein lag. So bald man uns sah, kam ein Mann uns entgegen. Er redete uns höflich an. Seine Kleidung war recht artig, ein Wams von schwarzem Atlas, mit feuerfarbenen Aufschlägen, und etwas silbernen Tressen. Er schien zwischen fünfundzwanzig und drey-

dreyßig. Er hatte eine ländliche Gesichtsfarbe, aber mitten durch seine Bräune sah er frisch aus, stark und gesund.

Ich erzählte ihm, warum ich zu ihm käme. „Sennor Cavallero, antwortete er, S' sind mir „immer willkommen, werden hier lauter gutwil„lige Leute finden. Hab' auch 'ne Schmiede „hier, und Ihre Achse soll gemacht werden: aber „gäben Sie mir heute auch alles Gold meines „Herrn des Herzogs von Medina Sidonia, „weder ich noch einer von meinen Leuten gien„gen dran. Ich komme eben aus der Kirche, „hab' mir da ein neu Weib geholt. Gehn Sie „hinein. Wenn Sie da die junge Frau, ihre „Aeltern, und alle die Hochzeitgäste sehn, so wer„den Sie wol finden, daß heut an kein Arbei„ten zu denken ist. Verschmähn Sie nicht in 'ner „Gesellschaft von Leuten zu seyn, die schon von „Anfang der Monarchie her von ihrer Hände „Arbeit leben. Wir wollen grade zu Tisch. Freun „Sie sich heute mit uns. Morgen wollen „wir für Sie arbeiten." Und er gab Befehl, mein Fuhrwerk herbeyzuschaffen.

Da war ich also zu Gast bey Marcos, Pachter Seiner Durchlaucht. Wir traten in einen Saal, der für das Hochzeitmahl aufgerichtet war,

und sich vom Hauptgebäude über den ganzen Hof erstreckte. Es war eine grüne gewölbte Laube, mit Blumenketten, die herunterhiengen, und das Auge, das zunächst auf die Boskets stieß, verlor sich durch ihren Durchschnitt in ein angenehmes Feld.

Die Tafel war gedeckt, Luisia, die Neuvermählte, saß zwischen Marcos und mir. Biondetta Marcos zur Linken. Gegenüber Vater, Mutter, und andre Verwandten. An den Ecken die jungen Leute.

Die Vermählte schlug zwey grosse schwarze Augen nieder, die wahrhaftig nicht gemacht waren, um nichts von dem gewahr zu werden, was man ihr sagte, sie lachte zu allem, ward aber auch zu allem roth.

Anfangs gings ernsthaft zu, im Character der Nation, aber je dünner die Schläuche um den Tisch wurden, je lustiger die Gesichter. Man ward lebhafter, als auf einmal die Dichter des Landes, Dichter aus dem Stegreife, erschienen. Es waren Blinde, sie spielten die Guitarre, und sangen drein:

Mädel willst du mich zum Mann?
Sprach Marcos zu Luisen.
Und sie lacht, und sah ihn an:
Hast mir viel Ehr erwiesen,
Und sie giengen zur Kirch herein,
Und wünschten sich zum Ehbett 'nein
Heidideldum! wolt ihr sie sehn
Müst ihr nach Estremadura gehn.

Er ist brav und sie ist fein!
Eines solchen Paares
Freun sich selbst die Engelein
Am Fuß des Braut-Altares.
Lieben sich auch nicht ganz allein,
Schliessen all' ihre Freunde mit ein.
Heideldum! wolt ihr sie sehn
Müst ihr nach Estremadura gehn.

Seinen Mund auf ihren Mund,
Ihren Mund auf seinen,
Schwuren sie der Treue Bund,
Und werdens nie beweinen.
Welch' ein Geschlecht der Zukunft bereit!
Welch' ein Hausstand der Frölichkeit!
Heidideldum! wolt ihr sie sehn,
Müst ihr nach Estremadura gehn. –

Während daß man diesen einfachen Gesängen, einfach wie die, für welche sie gemacht waren, zuhör-

zuhörte, versammelte sich die fröliche Zahl der Knechte, deren Aufwartung man weiter nicht bedurfte, um die Ueberreste des Mahls, unter ihnen Zigeuner, die zur Vermehrung des Freudenfestes herbeygerufen waren. Sie bildeten unter den Bäumen des Eingangs verschiedene lebhafte Gruppen, und verschönerten unsre Aussicht.

Biondetta suchte beständig meine Blicke, zwang sie, auf die Gegenstände zu fallen, deren Anmuth sie zu beschäftigen schien, und schien mir vorzuwerfen, daß ich nicht alles Vergnügen mit ihr theilte, was sie ihr verschaften.

Aber schon hatte die Mahlzeit den jungen Leuten, welche des Balles warteten, zu lange gedäucht, das reifere Alter muß sich gefällig bezeigen. Man räumte den Tisch weg, schob die Dielen, woraus er bestand, die Fässer, worauf er sich stützte, hinten in die Laube; sie wurden zum Gestell, dienten unsern Spielleuten zum Amphitheater. Der Fandango von Sevilla ward aufgeführt, junge Zigeuner rührten ihre Castagnetten, schlugen ihre Schellentrommeln drein; die Hochzeitgäste mischten sich unter sie, ahmten ihnen nach: der Tanz ward allgemein.

Biondetta schien mit ihren Augen dies Schauspiel zu verschlingen. Ohne von der Stelle zu gehn,

gehn, versuchte sie alle Bewegungen, die sie machen sah. „Ich glaube, so ein Ball würde mein „größtes Vergnügen in der Welt seyn!“ sagte sie, fing an zu tanzen, und zwang mich, es mit zu thun.

Anfangs schien sie etwas verlegen, ungeschickt sogar; bald aber rüstiger, verband Grazie mit Stärke, Leichtigkeit mit Präcision. Sie ward heiß, nahm ihren Tuch, meinen, jeden, der unter ihre Hände fiel, stand nur still, um sich abzutrocknen.

Der Tanz war niemals meine Leidenschaft, meine Seele nicht behäglich genug, um mich einem so eitlem Vergnügen zu überlassen. Ich schlich mich fort in eine Ecke der Laube, und suchte einen Ort der Ruhe und des Nachdenkens.

Ein lärmendes Geschnatter zerstreute mich, machte mich gleichsam wider meinen Willen auf sich aufmerksam. „Ja, ja, sagte die eine, 's ist „ein Planetenkind, wird 'nein gehn in sein Haus. „Sieh, Zoradillchen, 'r ist geboren, den dritten „May, drey Uhr, Morgens. — „Ja, ja, Lala„gischen, Saturns Kinder sind schlimm dran, „aber bey diesem prädominirt Jupiter, Mars „und Merkur, in Drillingsverbindung mit Ve„nus. O ein lieber junger Mensch! was Na„tur-

„turgaben! was könnt er hoffen! was könnt' er „ein Glück machen, aber“ —

Ich kannte die Stunde meiner Geburt, hörte sie mit der sonderbarsten Genauigkeit bestimmen. Ich wandte mich, und erblickte die Plauderschwestern.

Zwey alte Zigeunerinnen, die mehr auf ihren Fersen huckten als saßen. Ihre Haut gelber als Oliven, ihre Augen hohl und brennend, ihr Mund eingebogen, ihre Nase mager und übermäßig, kam oben von der Stirne gewölbt herunter, und berührte unten das Kinn. Ein Stück Tuch, weiland weiß und blau bestreift, wand sich zweimal um eine halbkahle Hirnschädel, fiel als Schärfe über die Schultern, und von da um die Lenden, so daß sie nur halbnackend waren. Mit einem Wort, in gleichem Maas Gegenstände des Eckels und des Gelächters. Ich wende mich an sie. „Sprechen Sie von mir, Donne?“ sagt' ich, weil ich sah, daß sie fortfuhren, mich anzusehn, und sich Zeichen zu machen —

Sie haben uns also zugehört, Sennor Cavallero? „Ohne Zweifel,“ erwiederte ich, „wer „hat Sie denn so gut von meiner Geburtsstunde unterrichtet?“ —

O Sie

O Sie glücklicher junger Herr! wir hätten Ihnen weit mehr zu sagen; aber Sie müssen erst das wahre Zeichen in Ihre Hand legen.

„Daran solls nicht liegen," versetzt' ich, indem ich ihnen eine Doublone gab. Sieh, Zoradillichen, sagte die älteste, sieh, wie er edel ist, wie recht gemacht, um der Schätze zu geniessen, die auf ihn warten. Stimme Deine Cyther, und folge meinem Beyspiel. Sie sang:

Spanien hat dich geboren,
Und Parthenope genährt.
Dir ergeben ist die Erde.
Daß es auch der Himmel werde,
Bist du wehrt.

Aber flüchtig sind die Stunden
Wo des Glückes Göttin lacht;
Wehre! daß aus tiefem Schlummer
Deine Seele nicht voll Kummer
Einst erwacht.

Denn noch liegt an deinem Busen,
Denn noch wiegt an deinem Arm,
Sich die — —

Die Alten waren im Zuge. Ich ganz Ohr. Biondetta verließ den Tanz, lief herzu, zog mich

am Arm, riß mich fort. „Warum hast Du mich „verlassen, Alvares? Was beginnst Du?“ — Ich hörte — „Was? auf die Nachteulen?“

Warlich, Biondetta, es sind sonderbare Geschöpfe, ihre Kenntnisse sind größer als man glaubt, sie sagten mir — „Ohne Zweifel, wie sie immer „thun, wahr, sagte sie spottend, und Du glaubtest „ihnen. Du hast bey allem Deinem Verstande, „die Einfalt eines Kindes. Und diese würdigen „Gegenstände lassen Dir also nicht zu, Dich „mit mir abzugeben.“ — Sie sprachen ja von Dir, Biondetta!

„Sprachen von mir!“ versetzte sie mit einer Art lebhafter Unruhe, „was können sie wissen? was können sie sagen? Du bist nicht klug. „Du must den ganzen Abend tanzen, wenn ich Dir „das vergessen soll.“

Ich folg' ihr, trete von neuem in die Reihe, aber ohne Achtung auf das, was um mich geschieht, was ich thue. Ich sann nur darauf, wegzuschleichen, um wo möglich meine Wahrsagerinnen wiederzufinden. Endlich glaubt ich einen günstigen Augenblick zu treffen, und ergrif ihn. Mit einem Sprunge stand ich bey meinen Hexen, und führte sie zu einer kleinen

Laube

Laube unten im Obstgarten des Vorwerks. Da bat ich sie, mir in Prosa, ohne Räthselsprache, so kurz wie möglich, alles Wichtige zu sagen, was sie von mir wüsten. Die Beschwörung war kräftig, denn meine Hände waren voll Gold. Sie brannten zu reden, wie ich zu hören. Bald konnt ich nicht mehr daran zweifeln, daß sie die geheimsten Particularitäten meiner Familie wüsten, und einen dunkeln Begrif von meiner Verbindung mit Biondetta, meinen Besorgnissen und meinen Hofnungen hatten. Ich glaubte viel zu lernen, hofte noch wichtigere Dinge zu erfahren, aber unser Argus war mir auf der Ferse.

Biondetta lief nicht herzu, sie flog. Ich wollte reden. „Keine Entschuldigung! sagte sie, der „Rückfall ist unverzeihlich.“ —

Ach, Sie werden mir ihn vergeben! sagt' ich. Des bin ich sicher, ob Sie mich gleich verhindert haben, so viel zu erfahren, als vielleicht möglich war, so weiß ich doch itzt genug —

„Um eine Ausschweifung zu begehen. Ich bin „wütend; aber dies ist keine Zeit zum Zank; „wir sind unsern Bewirthern Achtsamkeit schul„dig, wo nicht uns. Man geht itzt zu Tisch,

„ich setze mich bey Dir, ich wills nicht weiter „leiden, daß Du mir entwischest.“

Bey der neuen Rangordnung des Mahls sassen wir den Neuvermählten gegenüber. — Beyde waren von den Freuden des Tages belebt. Marcos Blicke brannten, Luisia's waren weniger schüchtern. Die Scham rächte sich dafür, und sandte ihr glühend Roth auf ihre Wangen. Der Xeras Wein umreiste den Tisch, und schien auf gewisse Weise die Zurückhaltung verbannt zu haben. Selbst die Alten, angefacht von der Erinnerung vergangener Freuden, forderten die Jugend durch Scherze auf, die noch muthwilliger waren als lebhaft. Dieses Gemälde war vor meinen Augen; ein beweglicheres, veränderlicheres mir zur Seiten.

Blondetta, schwebend zwischen Leidenschaft und Zorn, deren Mund sich entweder mit den stolzen Reizen der Verachtung wafnete, oder durch Lächeln verschönerte, kehrte sich zu mir, und schmolte dann wieder, knif mich bis aufs Blut, und berührte leisen Fusses die meinigen. Mit einem Wort, das war ein Augenblick der Gunst und des Vorwurfs, der Züchtigung und der Schmeicheley. Diese Abwechselung der Gefühle

fühle überströmte mich, meine Verwirrung war unbegreiflich.

Die Vermählten waren verschwunden: ein Theil der Gäste hatte seine Ursachen gehabt, ihnen zu folgen. Wir standen auf. Eine Frau, von der wir wusten, daß es die Muhme des Pachters war, nahm ein gelbes Wachslicht, und gieng vor uns her. Wir folgten ihr, und kamen in eine kleine Kammer, von zwölf Fuß im Umkreise. Ein Bett stand darin, das nicht breit war, ein Tisch, und zwey Stühle. Seunor, Sennora, sagte unsre Führerin, das ist das einzige Zimmer, was wir Ihnen einräumen können. Sie setzte das Licht auf den Tisch, und ließ uns allein.

Biondetta schlug die Augen nieder. Ich redete sie an: Sie haben also gesagt, wir wären verheyrathet?

„Ich muste die Wahrheit sagen, antwortete „sie. Ich habe Dein Wort, Du hast das meini„ge. Das ist das wesentliche. Eure Ceremonien „sind nichts als Verhütungen des Wortbrechens. „Ich achte ihrer nicht. Das übrige hat nicht von „mir abgehangen. Wenn Du übrigens nicht das „Bett theilen willst, das man uns überläßt, so

„werd' ich das Mißvergnügen empfinden, zu sehn,
„daß Du eine üble Nacht hast. Mir ist Ruhe
„nöthig, ich bin mehr als müde, meine Kräfte
„sind auf alle Weise erschöpft." Sie sagte das in einem sehr verdrießlichen Ton, warf sich aufs Bett, und kehrte das Gesicht gegen die Mauer. Ich habe Dir mißfallen, Biondetta! rief ich. Du bist im Ernst aufgebracht! Wie kann ich meinen Fehler wieder gut machen? Fordre mein Leben. „Alvares," antwortete sie, ohne ihre Lage zu verändern, „darf sich ja nur bey seinen Zigeunerinnen erkundigen, wie er es machen soll, um meinem und seinem Herzen die Ruhe wiederzugeben."

Wie, meine Unterredung mit den Weibern ist die Ursache Deines Zorns? O, Du wirst mich selbst entschuldigen, Biondetta, wenn Du hören wirst, daß der Rath, den sie mir gaben, der Deinige ist, daß sie mich endlich bewogen haben, nicht nach Maravillas zurückzukehren. Ja, es steht fest, morgen gehn wir nach Rom, nach Venedig, nach Paris, nach jedem Ort, wo Du willst, daß ich mit Dir seyn soll. Dort wollen wir die Einwilligung meiner Familie erwarten. — Bey diesen Worten kehrte Biondetta sich herum. Ihr Antlitz war ernsthaft, streng sogar. „Erinnerst „Du Dich, Alvares, wer ich bin? was ich von

„Dir

„Dir erwartete? zu thun Dir rieth? Ich be„diente mich mit Bescheidenheit der Einsichten, „die ich habe, und konnte Dich zu nichts ver„nünftigem bereden, und die Richtschnur meines „Verfahrens und des Deinigen soll von dem „Ausspruche zweyer Wesen abhängen, die mir „und Dir entweder sehr gefährlich oder sehr ver„ächtlich sind. „Warlich!" rief sie mit schmerzlicher Aufwallung, „ich habe die Männer immer „gefürchtet, Jahrhunderte lang war ich in mei„ner Wahl unschlüßig, sie ist geschehn, sie ist un„widerruflich, und ich bin elend!" Und sie brach in Thränen aus, deren Anblick sie mir zu verbergen suchte.

In mir kämpften die heftigsten Leidenschaften, ich sank zu ihren Füssen. O Biondetta! rief ich, Du kennst das Herz nicht, das Du zerreissen kannst. „Du kennst mich nicht, „Alvares, und wirst mich noch grausamlich quä„len, bevor Du mich kennen lernst. Noch „einmal muß ich Dir meine Kräfte enthüllen, „und dadurch Deine Achtung und Dein Zu„trauen so gewinnen, daß ich es mit nieman„den zu meiner Schande oder zu meiner Ge„fahr zu theilen brauche, daß Deine Pytho„nissen mit mir übereinstimmen, berechtigt zu „sehr meine Furcht. Wer steht mir dafür, daß

„Soberano, Berendillo, Deine Feinde und die „meinigen, nicht unter dieser Larve stecken? „Denk an Venedig. Wir wollen aber, ihrer „List ein Wunder entgegensetzen, das sie mir „sonder Zweifel nicht zutrauen. Morgen bin „ich in Maravillos, wovon ihre Politik mich „zu entfernen sucht. Dort erwartet mich bey „meiner Aufnahme der niedrigste, drückendste „Verdacht. Aber Donna Mencia ist eine ge„rechte, verehrungswürdige Dame. Dein Bru„der hat eine edle Seele. Darauf verlaß ich „mich. Ich will ein Muster der Sanftmuth, „der Nachgiebigkeit, des Gehorsams, der Ge„duld seyn, will meiner Prüfung entgegengehn." Sie hielt einen Augenblick inne. „Wird das „Erniedrigung genug seyn, unglückliche Syl„phide!" rief sie, in einem Ton des Jammers. Sie wollte mehr sagen, aber unter der Fülle ihrer Thränen erstickten die Worte.

Was ward aus mir bey diesen Zeugnissen ihrer Leidenschaft, diesen Spuren ihres Schmerzens, diesen Entschließungen der Vernunft, diesem Ausbruche des Heldenmuths! Ich setzte mich bey ihr; wollte sie durch Schmeicheleyen besänftigen; anfangs stieß man mich zurück, bald hernach fand ich zwar keinen Widerstand, aber auch keine Erwiederung. Ihr Athem

ward

ward schwer, ihre Augen halbgeschlossen, die Bewegungen ihres Leibes blos convulsivisch, eine verdächtige Kälte verbreitete sich über die ganze Haut, der Pulsschlag ward unmerklich, und der ganze Leichnam würde unbeseelt scheinen, wenn die Thränen nicht noch eben so heftig flössen.

O Macht der Thränen! Gewaltigster unter den Reizen der Liebe! Mein Mißtrauen, meine Entschlüsse, meine Schwüre, alle vergessen. Indem ich die Quelle dieses kostbaren Thaues trocknen wollte, hatt' ich mich zu sehr den Lippen genähert, frisch und sanftduftend, wie Rosen; und als ich mich von ihnen entfernen wollte, da wurden zwey Aerme, deren Weisse, Zärte und Bildung ich nicht mahlen kann, zu Fesseln, aus denen sich loszureissen unmöglich war — — — — — —.

— — — — — — — —

„O Alvares! schrie Biondetta, ich habe ge„siegt; ich bin das seligste der Wesen.“

Ich konnte nicht reden, ich war außerordentlich verwirrt, noch mehr: ich war beschämt, unbeweglich. Sie stürzte sich aus dem Bette, kleidete mich aus. „Biondetta, rief ich, Du kannst

„Dich erniedrigen?“ — Undankbarer, antwortete sie, dient ich Dir nicht, als Du mein Despot warst, warum nicht itzt, da Du mich liebst. — In einem Augenblick war ich gewandloß, meine Haare in ein Netz geschurzt, das sie in ihrer Tasche gefunden hatte. Standhaft und leicht besiegte sie alle Hindernisse, die ich ihr in den Weg legen wollte. Mit eben der Geschwindigkeit machte sie ihre kleine Toilette, löschte das Licht aus, das uns leuchtete, und geschlossen waren die Vorhänge um uns herum.

Dann sagte sie mit einer Stimme, deren Süsse die anmuthigste Musik nicht beykömmt: „Hab ich meinen Alvares so glücklich gemacht, wie „er mich? Aber nein: noch bin ich allein glück„lich: auch er soll es seyn. Ich will ihn mit „Wollüsten berauschen, mit Kenntnissen zieren, „mit Hoheiten lohnen. Willst Du, o mein Al„les, willst Du die mächtigste Creatur seyn, Men„schen, Elementen, und der Natur gebieten?“

Theure Biondetta! antwortet' ich, obwol ich ein wenig log, Du allein bist mir genug, Du erfüllst jeden Wunsch meines Herzens. — —

„Nein, nein,“ versetzte sie sehr lebhaft, „Biondetta darf Dir nicht genug seyn: das ist

mein

„mein Name nicht: Du gabst ihn mir, er war „mir schmeichelhaft, war mir lieb, aber Du mußt „wissen, wer ich bin — Ich bin der Teufel, „liebster Alvares, ich bin der Teufel.“ — Sie sprach dies Wort mit dem Laut einer so bezaubernden Anmuth, daß sie dadurch alle Antworten, die ich ihr hätte geben wollen, erstickte. Endlich konnt' ich dies Stillschweigen brechen: Liebe Biondetta, oder wer Du auch seyn magst, nenne den unglücklichen Namen nicht mehr, denke nicht mehr des Irrthums, den ich lange abgeschworen habe.

„Es war kein Irrthum, lieber Mann, wie „ich Dir einbildete. Ich mußte Dich betrügen, um „Dich zur Vernunft zu bringen. Die Wahrheit „ist nicht für Euer Geschlecht, nur wenn Ihr blind „seyd, könnt Ihr glücklich werden. Das sollst Du, „wenn Du willst, und in reichlicher Maße. Nicht „wahr, Du findest mich jetzt schon nicht so häßlich, „als man mich anschwärzt?“ — Diese Schäckerey brachte mich aus aller Fassung. Ich wollte widerstehn, aber die Trunkenheit meiner Sinne kam meiner wilkührlichen Zerstreuung zu Statten.

„Antworte doch!“ sagte sie. Was soll ich antworten? — „Undankbarer, lege die Hand „auf dies Herz, das Dich anbetet, damit wenn es „möglich ist, durch die kleinste seiner Regungen,

„das Deinige angefacht werde. Möchten Deine „Adern ein Funke der wohlthätigen Flamme ent„zünden, die in den meinigen brennt. Mäßige, „wenn Du kannst, den Ton Deiner Stimme, ge„schaffen um Liebe zu hauchen, und nur ge„braucht, um meine schüchterne Seele zu schre„cken; sage mir endlich, aber sag' es auch so zärt„lich, daß ich es für Dich mitempfinde: Lieber „Beelzebub, ich bete Dich an." — Bey diesem unglücklichen Namen, obwol er so zärtlich gelallt war, ergrif mich der Schauder des Todes; Staunen und Entsetzen erdrückten meine Seele: vernichteten würde ich sagen, hätte nicht die stumme Sprache des Gewissens laut zu meinem Herzen geredet. Unterdessen war der Aufruhr meiner Sinne desto gewaltiger, weil keine Vernunft ihm entgegenzustehen vermochte. Sie überließ mich ohne Gegenwehr meinem Widersacher, er faßte den Augenblick, und unterwarf mich ihm leicht. Dann gab er mir keine Rast, um zu mir selbst zu kommen, über einen Fehltritt nachzudenken, dessen Urheber er mehr als Mitschuldiger war. „Wir sind itzt richtig," sagte er, ohne den Ton der Stimme merklich zu ändern, an den er mich gewohnt hatte. „Du hast mich ge„sucht; ich bin Dir gefolgt, habe Dir gedient, „Dich begünstigt, alles gethan, was Du verlangt „hast. Dich wollt ich haben, und dazu bedurft

„es

„es Deiner freyen Einwilligung. Deine erste „Gunst hab' ich errungen; vor der zweyten hatt' „ich mich genannt. Du wußtest, wem Du Dich „überliessest, kannst Dich auf keine Unwissenheit „beziehn. Von nun an, Alvares, ist unser Band „unzertrennlich, aber um unsere Vereinigung zu „bevestigen, liegt daran, daß wir uns näher ken„nen. Dich weiß ich auswendig, aber der wech„selseitige Vortheil sey Dir gewährt, ich will mich „Dir zeigen wie ich bin."

Man ließ mir nicht Zeit, über diese sonderbare Anrede nachzudenken. Der Ton einer sehr durchdringenden Pfeife erscholl mir zur Seite. In dem Augenblicke zerstreute sich die Dunkelheit, die mich umgab. Das Erhobene an der Gypsdecke meiner Kammer war ganz mit großen Schnecken beladen, die ihre Hörner in lebhafter Bewegung schaukelten, und zu phosphorischen Lichtstralen machten, deren Glanz und Wirkung durch die Bewegung und Verlängerung verdoppelt wurden.

Durch diese plötzliche Erleuchtung fast geblendet, wendete ich meine Augen mir zur Seite. Himmel! wen sah ich statt einer reizenden Gestalt? Den fürchterlichen Kopf des Kameels, der mit einer Donnerstimme das düstere Che

buvi

buvi aussprach, das mich in der Grotte so geängstigt hatte, ein noch fürchterlicheres Lachen wie eines Menschen ausstieß, und eine übermäßige Zunge ausstreckte. — Ich stürzte nieder: barg mich unter das Bett, mit geschlossenen Augen, gegen die Erde gekehrtem Antlitz. Ich fühlte mein Herz mit schrecklicher Gewalt schlagen, war beklommen, als solte mir das Odemholen vergehn. Ich kann die Zeit nicht schätzen, die ich in dieser unbeschreiblichen Lage zugebracht zu haben glaubte, als ich mich bey dem Arm ergriffen fühlte, meine Furcht nahm zu: Da ich endlich die Augen eröfnen mußte, wurden sie blind von einem Lichte, das grade darauf fiel.

Aber nicht von den Schnecken kam, es gab keine mehr an der Decke. Die Sonne schien mir grade ins Gesicht. Man zog mich wieder beym Arm, und wieder, es war Marcos.

„Sennor Cavallero, wann solls denn los „gehn, 's ist Zeit, wenn Sie heute noch nach „Maravillas wollen, schon nahe an Mittag.“ Ich antwortete nicht. Er sah mich an: „Was „tausend? In Kleidern geschlafen? Also vierzehn Stunden? Müssen recht die Ruhe nöthig gehabt haben. Madam hats wol ge„dacht,

„dacht, hat Sie nicht incommodiren wollen, „und ist also bey einer von meinen Muhmen „die Nacht geblieben. Sie war eher 'raus. „Hat die Kutsche schon wieder in Stand ma„chen lassen, und weil ihr der Morgen so wol „gefiel, ist sie auf ein Maulthier vorausge„ritten. Im nächsten Dorf sollen wir sie wie„der finden.“

Marcos ging hinaus. Maschinenmäßig rieb ich mir die Augen, und grif auf den Kopf, um das Netz los zu machen, das um meine Haare geschlagen seyn muste. — Er war bloß, in Unordnung, meine Flechte und ihre Schleife wie am Abend. Träum ich itzt, sagt' ich, oder hab' ich geträumt? Glücklicher, wäre alles Vergangene nur ein Traum! Sie löschte das Licht aus — Noch steht es da — Marcos kam herein: „Sennor Cavallero, 's Frühstück „ist parat. Angespannt auch schon.“

Ich stieg aus dem Bette, kaum konnt ich mich halten. Meine Knie wankten unter mir. Ich wollte etwas zu mir nehmen, aber es war unmöglich. Darauf bedankte ich mich bey dem Pachter, und bot ihm Bezahlung an; die er ausschlug. „Madam hat „schon alles richtig gemacht. Mehr als noth war, „Sennor Cavallero, wir beyde haben ein Paar bra„ve

„ve Weiber.“ Ich antwortete ihm nicht, stieg in meine Chaise, und sie fuhr fort.

Die Verworrenheit meiner Ideen ist nicht zu schildern. Sie war so groß, daß selbst das Andenken an die Gefahr meiner Mutter darunter erlag. Starr standen meine Augen, es dehnten sich meine Lippen, ich schien die Maschine eines Menschen, von der der Geist gewichen ist.

Mein Führer erweckte mich: „Sennor Caval„lero, hier will Madam auf uns warten.“ Ich antwortete nicht. Wir kamen durch ein Flecken. Bey jedem Hause erkundigt' er sich, ob nicht eine junge Dame so und so durchgekommen wäre. Sie hatte nicht still gehalten. Er wandte sich, als wollt' er meine Unruhe darüber auf meinem Gesicht lesen, und wust' er nicht mehr als ich, so mußt ich ihm sehr ausser aller Fassung vorkommen.

Durch waren wir, und ich fieng an, mir zu schmeicheln, daß der gegenwärtige Urheber meines Schreckens sich entfernt habe, wenigstens auf einige Zeit. Ha! wenn ich endlich ankomme, zu meiner ehrwürdigen Mutter Füssen sinke, sagt' ich zu mir selbst, bey ihr meine Zuflucht finde, Schreckbilder, Ungeheuer, die ihr mich anfeindet, werdet ihr auch diese Zuflucht mir schmälern? Dort, unter den Gefüh-

fühlen der Natur, werd' ich die heilsamere Grundsätze wiederfinden, die ich verließ. Sie werden mein Bollwerk gegen euch seyn.

Aber haben Gram und Kummer, meiner Ausschweifung Folgen, diesen Schutzengel mir genommen — O! so will ich nicht leben, als um an mir selbst sie zu rächen. Ich will mich in ein Kloster begraben — Ach! werden dort die Hirngespinste meines Kopfes verschwinden? Ich will ein Mönch werden, will dir entsagen, reizendes Geschlecht, weil eine höllische Larve alle Reize annahm, die ich sonst anbetete: wie konntest du mich rühren, ohne eine Erinnerung in mir zu bewirken — —

Ueber diesen Betrachtungen, worin sich meine Aufmerksamkeit verlor, war meine Chaise in den grossen Schloßhof angekommen. Ich höre rufen: Alvares! mein Sohn! blicke auf, und erkenne meine Mutter am Balcon ihres Zimmers.

Nichts gleicht der Süßigkeit, der Lebhaftigkeit der Gefühle, die ich da empfand. Meine Seele schien wieder geboren zu werden: meine Kräfte wurden alle mit einmal wieder neu. Ich stürzte mich, flog in die Arme, die meiner harrten. Ich kniete vor ihr. Ach! rief ich, meine Augen schwammen in Thränen, Schluchzen unterbrach meine Stim-

Stimme: Mutter! meine Mutter! Ich bin also Ihr Mörder nicht? Bin Ihr Sohn? Sie umarmen mich, meine Mutter — Meine Heftigkeit, die mich fortriß, der Ungestüm meiner Geberden, verstellte meine Gesichtszüge, und den Ton meiner Stimme so sehr, daß Donna Mencia unruhig darüber ward. Sie hob mich gütig auf, umarmte mich von neuem, ließ mich niedersitzen. Ich wollte reden. Unmöglich! Ich ergrif heftig ihre Hand, benetzte sie mit meinen Thränen, bedeckte sie mit den heissesten Küssen. Donna Mencia sah mich erstaunt an, mir muste etwas ausserordentliches begegnet seyn, meine Vernunft hatte vielleicht sogar gelitten. Während daß sie Unruhe, Neugier, Güte, und Zärtlichkeit, mir durch Blicke und Worte zeigte, war sie so vorsichtig, mir allerhand Erquickungen für die Mühseligkeiten einer langen ermattenden Reise zukommen zu lassen.

Man drängte sich, mich zu bedienen. Ich kostete aus Gefälligkeit. Meine zerstreuten Blicke suchten meinen Bruder, und betreten, ihn nicht zu finden, fragt' ich: wo ist Don Juan? —

„Es wird ihm lieb seyn, zu erfahren, daß Du „hier bist, weil er Dir deshalb geschrieben hatte, „aber da das erst vor wenigen Tagen geschehn ist,

„so

„so erwarteten wir Dich sobald nicht. Du bist jetzt „Oberster an seiner Statt, denn der König hat „ihn zum Vi Roy in Lima ernannt.“ Himmel! rief ich. So wäre alles falsch in dem schrecklichen Traume? Unmöglich! —

„Welchem Traume, Alvares?“

Dem längsten, fürchterlichsten, scheuslichsten, unter allen möglichen. — Ich überwand meinen Stolz und meine Scham, und erzählte ihr alles ausführlich, von meinem Eingange in die Höle von Portici an, bis auf den glücklichen Augenblick, da ich wieder ihre Knie umfaßte.

Die ehrwürdige Frau hörte mich an, mit ungewöhnlicher Achtsamkeit, Geduld und Güte. Sie sah, ich kannte den Umfang meines Fehlers, sie hielts also für unnöthig, desfals mehr in mich zu dringen. „Alvares, Du liefst nach Lügen, und „Du hast sie gefunden. Dahin gehört denn auch „die Nachricht von meiner Krankheit, und dem „Zorne Deines ältern Bruders. Bertha, mit „der Du zu reden glaubtest, ist lange bettlägerich. „Ich habe nicht dran gedacht, Dir zweyhundert Ze„chinen über Deinen ordentlichen Wechsel zu sen„den.

„den. Ich würde nur befürchtet haben, Dich da„durch in Ausschweifungen zu stürzen, oder zu „unterhalten. Der gute Escudero Pômientos ist „seit acht Monaten tod. Der Herzog von Me„dina Sidonia hat vielleicht in Spanien 1800 „Kirchspiele, aber keinen Fußbreit Landes an der „Stelle, die Du beschreibst. Ich kenne sie sehr „genau. Von dem Meyerhofe und seinen Be„wohnern hat Dir blos geträumt.“

Das hat der Mauleseltreiber, der mit mir kam, so gut gesehn wie ich, hat auf der Hochzeit getanzt.

Er sollte heraufkommen, befahl meine Mutter. Aber er hatte gleich abgespannt, und war ohne Bezahlung fortgegangen.

Diese übereilte Flucht erweckte den Argwohn meiner Mutter. „Nugnes! rief sie einen Pa„gen, der durch das Zimmer ging, sagt dem sehr „ehrwürdigen Don Quebracuernos, mein Sohn „Alvares und ich bäten um seinen Besuch.

„Es

„Es ist ein Doctor aus Salamanca, fuhr „sie fort, der mein Zutrauen hat, und es verdient, „auch das Deinige. Ein Umstand gegen das Ende „de Deines Traums beunruhigt mich; Don „Quebracuernos hat studirt, der wird sich besser „herausfinden.“

Der ehrwürdige Herr erschien. Schon sein Anstand gab ihm Gewicht. Meine Mutter ließ mich vor ihm das offene Bekenntniß meiner Unbesonnenheit und ihrer Folgen wiederholen. Er hörte mich aufmerksam und verwundert an, und unterbrach mich nicht. Ich war fertig, er nahm sich zusammen, und begann den Schwall seiner Worte:

„Warlich, Sennor Alvares, Sie sind der „grösten Gefahr entgangen, deren sich ein Mensch „durch seine Schuld aussetzen kann. Sie haben „den bösen Geist aufgefordert, und ihm durch „eine Folge von Unvorsichtigkeiten, die Verstellungen an die Hand gegeben, deren er nöthig „hatte, um Sie betrügen und verderben zu können. „Ein sonderbarer Casus; dergleichen mir weder „in der Daemonomania Badini, noch in Bek-

„kers bezauberten Welt vorgekommen. Muß
„auch gestehn, daß seit den Schriften dieser gros-
„sen Männer, unser Wiedersacher gewaltig
„über seine Angriffe raffinirt hat, und sich dar-
„inn den Kindern dieser Welt gleich stellt. Er
„ahmt die Natur mit Wahl nach, nimmt lie-
„benswürdige Eigenschaften an, giebt geschmack-
„volle Feste, redet die verführerische Sprache
„der Leidenschaft, erreicht sogar ein gewisses
„Ansehn von Tugend, das giebt mir ein gros-
„ses Licht über den jetzigen Weltlauf. Nun
„kenn' ich Hölen, noch gefährlicher wie die zu
„Portici, und Besessene, die sich leider nichts
„davon träumen lassen! Mit Ihnen hats, wills
„Gott! nichts zu sagen, wenn Sie sich nur
„in Acht nehmen wollen. Es ist klar, daß
„der Feind von Ihnen gewichen ist. Er hat
„Sie zwar verführt, aber nicht verdorben.
„Ihre Grundsätze, Ihre Gewissensbisse, aber
„noch mehr, die Hand des Himmels haben
„Sie erhalten. Also sind sein vermeintlicher
„Sieg und Ihre Niederlage nur eine Täu-
„schung, wovon vollends die Reue Sie ab-
„waschen wird. Es war zwar sein Rückzug,
„aber er hat ihn doch gedeckt, und Verwir-
„rungen in ihrem Geiste, Verständnisse in
„ihrem Herzen gelassen, durch deren Hülfe
„er

„er den Angrif erneuern kann, wenn Sie
„ihm Gelegenheit geben. Er blendete Sie,
„soviel Sie wünschen konnten, und da er
„nun gezwungen war, seine ganze Häßlich-
„keit zu zeigen, gehorchte er wie ein Sclave,
„der Empörung im Sinn hat. Um Ihnen
„keine vernünftige und deutliche Idee zu
„lassen, vermischte er das Possirliche mit
„dem Schrecklichen; das Kindische seiner
„glänzenden Schneckenhäuser, mit dem Furcht-
„baren seines scheuslichen Kameelskopfs, Lü-
„gen mit Wahrheit, Schlaf mit Wachen;
„so, daß Ihr verwirrter Geist nichts unter-
„scheiden könne, und Sie glauben möchten,
„die Erscheinung, welche Sie betroffen, sey
„weniger eine Wirkung seiner Arglist, als ein
„Traum durch die Dünste Ihres Gehirns
„veranlaßt. Aber sorgsam hat er die Idee
„des angenehmen Schattenbildes, dessen er sich
„lange zu Ihrer Verführung bediente, abge-
„sondert. Geben Sie ihm Gelegenheit, er
„wird es Ihnen näher bringen. Doch dächt'
„ich, ist es weder ein Kloster, noch unser
„Stand, was Sie ihm entgegenstellen
„müssen. Ihr Beruf dazu ist nicht aus-
„gemacht. Leute von Erfahrung sind der
„Welt nöthig. Ihre ehrwürdige Mutter

„führe Sie in die Arme einer Gattin, und
„hat diese Reize und Talente des Himmels,
„so werden Sie nie in Gefahr gerathen, sie
„für den Teufel zu halten.“

VI.

Religions = Romane.

(Fortsetzung.)

Die Edda.

Vorbericht.

Seit der zwoten Hälfte des vorigen Jahrhunderts behauptete sich von der Edda ein System, an welches, nur wenige Zweifler ausgenommen, alle Gelehrten glaubten. Erst vor einigen Jahren wagt' es ein berühmter Forscher der nordischen Alterthümer jenes allgemein angenommene System zu bestreiten, und ein anderer folgte ihm, obgleich nicht völlig auf eben dem Wege nach. Es ist nöthig, wenn man die Edda lesen will, die Geschichte dieser verschiedenen Meynungen zu wissen, denn nicht etwan in Nebenpunkten unterscheiden sie sich von dem ältern System, sondern in Beantwortung der wichtigsten Fragen, die sich bey einem Buche aufwerfen lassen. Diejenigen Leser, denen sie noch unbekannt seyn möchten, damit bekannt zu machen, ist die Absicht des gegenwärtigen Vorberichts. Weil auch beyde Systeme, das ältere sowohl als das neuere, darinnen

übereinstimmen, daß sie die Edda für ein Ueberbleibsel der isländischen Litteratur erkennen, so wird es vielleicht nicht undienlich seyn, aus der Geschichte der leztern etwas weniges einzuschalten.

Es ist bekannt, daß die alten Bewohner Skandinaviens einen überwiegenden Hang zur Dichtkunst und Geschichte hatten. Diesen herrschenden Geschmack nahmen die flüchtigen Norweger, die im Jahr 874 Island bevölkerten, mit sich in ihren neuen Wohnsitz hinüber. Er erhielt sich bey ihnen viele Jahrhunderte hindurch, während daß er in Norwegen unter dem langwierigen Unruhen des Kriegs sich unmerklich verlor. Dabey fehlt' es ihnen auch nicht an Kenntnissen in andern Wissenschaften, in der Rechtsgelehrsamkeit und Naturlehre, in der Astronomie und Erdkunde, und weiter hin auch in der Theologie. Die Schreibkunst mit Runen hatten sie wahrscheinlich schon in ihrer ersten Wohnung gekannt; wenigstens hatten sie schon Runen vor Einführung des Christenthums. Erst nachdem sie Christen geworden waren, lernten sie die bequemere und vollständigere Schrift der Römer oder Franken kennen; doch kam die Schreibkunst mit dieser erst nach einiger Zeit in allgemeinen Gebrauch. Rechnet man alles das zusammen, so hat man ohngefähr die Summe der Kentnisse

der

der Isländer und einen kurzen Inbegriff ihrer Litteratur, oder vielmehr man weis die Gegenstände, mit denen sich ihr Fleiß beschäftigte. Aber nicht immer thaten sie's mit gleichem Eifer und ebenmäßigen Erfolg. Die Isländische Litteratur hat, wie jede andre, Abwechselungen erfahren. Sie entstand, reifte, verfiel und lebte wieder auf. Genau bestimmen zu wollen, wenn jede dieser Veränderungen vorgefallen sey, wäre wohl zu viel gewagt; indessen lassen sich doch, damit man von der Sache mit mehrerer Deutlichkeit und Ordnung reden könne, mit einem der erwähnten Forscher ohngefähr drey Perioden annehmen. Die erste geht von der Einführung des Christenthums, (A. 1000.) bis zur grossen Pest, die im Jahr 1350 ganz Island verwüstete. Vielleicht ließe sich diese Periode wohl noch genauer bestimmen, wenn man die Jahre von 874 bis 1000 dazusetzte; denn warum sollte dieser ganze Zeitraum ausgelassen werden? allein das gehört nicht hieher. In der Mitte dieser ersten Periode fällt das goldne Zeitalter der Isländischen Litteratur; in diesem Zeitraum brachte Island seine gelehrtesten Männer hervor. Viele bildeten sich durch Fleiß und Nachdenken auf ihrem entlegenen Eilande; die meisten aber durch Reisen. Was bey den erstern Bewohnern ein Werk der Nothwendigkeit gewesen war, Reisen nach entfernten Ländern, hatte

sich

sich in herrschende Mode verwandelt. Alles reiste; vornämlich ihre Geistlichen, die in Erfurt, Paris, Rom und Oxford zu studiren pflegten. Mit fremden Kenntnissen bereichert kamen sie nun zurück, und schrieben, wie ihre Vorfahren; aber ihre Arbeiten verrathen Spuren ausländischer, deutscher und französischer Litteratur. Indessen wurden ihre Schriften außer ihrer Insel wenig bekannt, am wenigsten dem südlichen Europa, denn man verstand ihre Sprache nicht; das übrige Skandien war noch zu unwissend, um sie zu lesen, und so gieng ein großer Theil davon verloren. Unter allen Gelehrten, die in dieser Periode lebten, zeichnen sich wohl am meisten aus Sämund Sigfuson und Snorro Sturleson. Beyde verdienen, den Lesern etwas genauer bekannt zu werden, denn bey den Untersuchungen über die Edda begegnet man auf jedem Schritte ihren Namen.

Von jenem weis man nicht viel mit historischer Gewißheit. Sein Vermögen hatte ihn in den Stand gesetzt, große Reisen zu thun. Als er in sein Vaterland zurückkam, wurde er Pfarrer zu Odda in südlichem Island. Hier fieng er an, seine gesammelten Kenntnisse gemeinnützlich zu machen, und erwarb sich dadurch den Beynamen Frode, der Gelehrte oder Vielwisser. Er hat

hat verschiedenes geschrieben, das aber nicht auf uns gekommen ist. Manches wird ihm von einigen beygelegt, das ihm andere absprechen. Dahin gehören auch die Odda-Annalen, eines der ältesten isländischen Jahrbücher. Er war 1057 geboren, und starb 1123. Ohngefähr 150 Jahre nach ihm lebte Snorro Sturleson, ein Mann von Kenntniß und Beredsamkeit. Seine Einsichten hatten ihm ein solches Ansehen verschaft, daß er zweymal, 1215 und 1222, Lagman oder Oberrichter von Island wurde, eine Würde, die ihn zum Ersten der Insel machte, so lang sie noch ein Freystaat war. Er hatte sich so mächtig gemacht, daß er in der Versammlung mit einem Gefolg von 800 Männern erscheinen konnte. Im Jahr 1212 gieng er nach Norwegen über, wo König Hakan und Jarl Skule ihn mit Gnade überhäuften. Er ward geadelt, und fuhr mit dem Versprechen zurück, das Land unter norwegische Herrschaft zu bringen, allein dieses erfolgte damals noch nicht. So groß aber auch in Island sein Ansehen war, so mußt' er doch im Jahr 1236 vor seinem Bruder nach Norwegen fliehen, wo er die Parthey des Jarl Skule nahm, der vom König abgefallen war. Mit dessen Erlaubniß reisete er nach Island zurück. Hier ließ im Jahr 1241 sein eigener Schwiegersohn, Gißur Thorvaldsson,

dem

dem 63jährigen Snorro, als einem Verräther, den Kopf abschlagen. Snorro war nicht nur Rechtsgelehrter und Staatsmann, er war auch einer der ersten Dichter seiner Zeit. Er schrieb unter andern eine Geschichte der norwegischen Könige, die von den Anfangsworten Heimskringla genennt und sehr geschätzt wird.

Die Isländer waren nicht mehr frey, waren seit 1264 Unterthanen der Norweger. Schon zeigten sich die Folgen davon in den Werken ihres Witzes, als der Digertod ihr Land verheerte. Es läßt sich begreifen, wie auch diese Verwüstung Einfluß auf ihre Litteratur haben konnte. Man las und schrieb wenig oder nichts mehr; oder was geschrieben wurde, war weit unter dem, was jene bessere Zeiten hervorgebracht hatten. Auch reiste man nicht mehr so viel, wie man sonst gewohnt war. So verfiel die isländische Litteratur von Jahren zu Jahren bis zur Zeit der Reformation. Hier endet die zwote Periode, in der wohl sehr viele ihrer Arbeiten mögen verloren oder vernichtet worden seyn, und die dritte nimmt ihren Anfang. Die Glaubensreinigung that hier eben die schönen Wirkungen wie anderswo. Die Geistlichen suchten die Denkmale ihrer vormaligen Aufklärung aus dem Moder hervor. Man errichtete Schulen, und legte

Buchdruckereyen an. Die isländische Litteratur blühte wieder auf, und nahm zu bis auf unsere Zeiten. Ihren neuesten Zustand kann man aus des Herrn von Troil Briefen kennen lernen. Einer ihrer ersten Wiederhersteller war wohl Peter Claußen, Pastor zu Undal in Norwegen. Er übersetzte 1599 Snorro's Chronik ins Dänische, und sprach in seiner Beschreibung von Norwegen mit Nachdruck, aber ohne Enthusiasmus von der Menge und Würde alter isländischer Bücher. Die Aufmerksamkeit der nordischen Gelehrten wurde dadurch rege gemacht. Man suchte begierig nach den Reliquien der isländischen Aufklärung. In Island selbst ließen Bischof Brynolf von Skaalholt und Thorlak von Holum eine Menge alter Manuscripte abschreiben. Seit 1640 bis 1670 wurden isländische Bücher in großer Anzahl nach Kopenhagen, zum Theil auch nach Schweden gebracht. Dänische und schwedische Gelehrten, die der isländischen Sprache nicht genug kundig waren, ließen sie sich von isländischen Studenten übersetzen, denn jetzo reisten die Isländer wieder, vornämlich nach Kopenhagen, um da zu studiren. Die isländische Litteratur kam aufs neue in die Hände ihrer Geistlichen, die sich nun mit allgemeinem Eifer darauf legten. So übersetzte und druckte man um die Wette, mit mehr oder weniger Kritik, Gedichte,

te, Sagen, Chroniken, was man nur auftreiben konnte. Herr von Troil *) versichert, man werde in Island schwerlich noch eine alte Sage, ein altes Gedicht antreffen. Sie sind alle entweder gedruckt, oder die Handschriften davon liegen in öffentlichen oder Privatbibliotheken verborgen. Noch immer beschäftigen sich die dänischen und schwedischen Gelehrten mit der Bekanntmachung und Erläuterung dieser Ueberbleibsel des Alterthums; vornämlich hat das Magnäanische Institut zu Kopenhagen schon vieles geleistet, und läßt noch mehr in der Zukunft erwarten.

Dieß wäre ohngefähr ein grober Umriß der isländischen Litteratur. Ein Detail verstattet der Raum nicht, noch ist es zu meiner Absicht nöthig. Ich will nur noch etwas von ihrer Dichtkunst hinzusetzen, weil dieses einiges Licht auf die Lesung der Edda verbreiten kann.

Auch in Island, so wie in Norden und bey andern Völkern, war die Dichtkunst älter als die Prosa. Die Skalden oder Dichter standen in vorzüglichen Ansehen; sie waren die bestän-

*) In seinen Briefen über Island, wovon das schwedische Original im Jahr 1777, und eine deutsche Uebersetzung 1779 erschien.

beständigen Begleiter der Könige am Hofe und in der Schlacht. Ihren Liedern kann man so wenig als den Sagen, allen dichtrischen sowohl als historischen Werth absprechen; nur sind sie größtentheils sehr schwer zu verstehen, und viele davon fast unerklärbar. Mehr als eine Ursache würkte diese Schwierigkeit. 1) Die Skalden dichteten mit Vorsatz so künstlich und dunkel, damit das unwissende Volk den Inhalt ihrer Lieder nicht sogleich ohne Erklärung verstehen könnte. 2) Sie waren gewohnt, die Worte aus ihrer natürlichen Ordnung so zu verrücken, daß dadurch die Dunkelheit nothwendig vermehrt werden mußte. 3) Sie hatten ihre eigene Dichtersprache, (Skaldskaparmal,) die wegen der vielen Einschränkungen und Schwierigkeiten ihrer Poetik sehr reichhaltig und blos für die Dichtkunst nicht fürs gemeine Leben brauchbar war. Im Lyodalykil, einem Liebeslied von Lopt Gutturmsson, kommen 147 verschiedene Benennungen eines Mädchens vor, die zum Theil drollicht genug lauten, z. E. Aulsnist Biernichte u. dgl. mehr. Man darf sich über die Menge und Sonderbarkeit dieser Benennungen nicht wundern, denn nach beiden Edden konnten die Skalden einem Mädchen beilegen alle Namen der Asynen, Walkyren, Dysen, Nornen; alle Namen der

Bäume und Steine, weil sie diese zum Halsschmuck gebrauchten; Namen andern Weiberschmucks; Namen von Weiberhandthierungen, und besonders Namen des Goldes, welches deren wieder viele hatte. 4) Um etwas noch unverständlicher zu machen, nahmen sich die Skalden die Freyheit, wenn zwey Worte einerley Laut hatten, die Umschreibung des einen für das andere zu gebrauchen. Das Wort hof bedeutet Anstand, Sittsamkeit, aber es heißt auch Pferdehuf; also darf der Skalde Pferdefuß für Sittsamkeit setzen. Das erwähnte Lied schließt sich mit der Strophe: „Was soll ich anfangen, schönes, keusches Mädchen, wenn die Leute sagen, daß wir einander lieben? Verbergen will ich, meine Schöne, mit Pferdefuß, und Vorsicht, im Gelage der Freunde, unsere Liebesflamme.“ — In gleichem Geschmack wird die Seele (hog) Othins*) Habicht oder Rabe, (hank etha rafn Othins) genennet, denn Othin hatte einen Raben, Namens hugen, den er zu seinem Briefträger gebrauchte. Für Rabe durfte man auch Habicht, ein anderes Genus, setzen. Diese seltsame Verwechslung des Gebrauchs der Wörter entstand wohl größtentheils aus dem Hang zu Räzeln, den die Isländer mit den übrigen Skandinaviern gemein hatten.

War

*) Von Othin im Auszuge.

War einmal der Gebrauch so willkührlich, so fiel es nicht schwer, einen andern den wahren Sinn in einem Räzel errathen zu lassen. 5) Die Handschriften der alten Sagen und Lieder sind, vornemlich in Ansehung der Verse, sehr fehlerhaft, und lassen sich ohne die größte Mühe nicht richtig lesen. Hierinnen liegt wol das größte Hinderniß ihrer genauen Erklärung. Die Gegenstände ihrer Dichtkunst waren Dinge aus dem täglichen Leben, zuweilen auch Satire, meistens aber das Lob tapferer und edler Thaten. Eines der schönsten Lieder der leztern Art ist das von Karl und Grym und Hialmar. Von theatralischen Arbeiten findet man nicht, das sie auch nur einen Begrif gehabt haben. So reich aber auch die Dichtersprache der Skalden war, so viele Freyheiten sie auf einer Seite hatten, so sehr waren sie von einer andern durch Regeln eingeschränkt. Vielleicht giebt es keine schwerere und weitläuftigere Poetik, als die isländische. Sie hatte 136 besondere Versarten, und jede von diesen wieder ihre eigene Regeln. Der Mechanismus ihres Versbaues läßt sich sehr schwer, auch wohl gar nicht erklären, so lange es noch an einer richtigen Auslegung des dritten Theils der Edda, von dem unten vorkommen wird, fehlt. Wer sich davon unterrichten will, lese des Herrn von Troil Briefe über Island.

Nun zur Geschichte der Edda selbst. Vor dem Jahre 1665 wußten nur einige nordische und ausländische Gelehrten von der Edda, und erwähnten ihrer zum Theil mit großen Lobsprüchen als eines Schatzes alter Weisheit, der an den Tag gefördert zu werden verdiente, aber gesehn hatten sie nur wenige. Endlich ward im angegebenen Jahre der Wunsch des gelehrten Publikums nach ihr erfüllt. Resen, Professor zu Kopenhagen, gab sie in drey verschiedenen Büchern *) heraus. Das erste hat eine ziemlich lange und dunkle Vorrede, in welcher er Rechenschenschaft von seiner Ausgabe giebt, und zugleich die Meynungen der nordischen Gelehrten von der Edda, nebst seiner eigenen vorträgt. Man muß, sagt er, eine doppelte Edda unterscheiden; eine ältere und eine neuere. Jene ganz in Versen, war ein Werk von grossem Umfang, welches Sämund Sigfuson zum Verfasser haben soll. Sie besteht aus drey Theilen. Der erste heißt Voluss-

*) a) Edda Islandorum An. Chr. MCCXV. Islandice conscripta per Snorronem Sturlao - - -

b) Philosophia antiquissima Norvego Danica dicta Woluspa quae est pars Eddae Saemundi, Eddâ Snorronio non brevi antiquioris, - - -

c) Ethica Odini pars Eddae Saemundi vocata Haavamal, una cum eius appendice appellato Runa-Capitule - - -

luspa, die Weissagung der Propheten; die zweyte ist das Haavamal, das Hohelied, oder wie er es übersetzt, Othins Moral, eine Sammlung einzelner Sittensprüche, die von Othin selbst herrühren soll. (An einem andern Ort schreibt er sie Sämunden zu.) Ein Anhang davon, und der dritte Theil der sämundischen Edda, ist das Runa-Capitule, oder Othins Zaubereyen. Diese Theile sind auf uns gekommen; allein das meiste davon ist doch für uns verloren. Ein Auszug jenes weitläuftigen, größtentheils verlornen sämundischen Werkes ist die neuere Edda, welche Snorre Sturleson aus der ältern zusammenzog, öfters aber interpolirte, um sie zum Gebrauch angehender Dichter geschickter zu machen. Sie hat zwey Theile. Der erste begreift 49 Dämosagen, oder Fabeln, die man als einen Auszug aus Sämunds weitläuftigem System von der alten nordischen Götterlehre ansehen muß. Die zwey ersten Kapitel der Vorrede stehen nicht in den Handschriften; sie sind also wahrscheinlich ein Werk des ersten Uebersetzers, Magnus Olai, der auch sonst verschiedene Veränderungen mit den Dämosagen vorgenommen hat. Der zweyte Theil enthält Kenningar, eine Sammlung poetischer Benennungen der Götter und verschiedner Dinge, zur Erläuterung der Edda, und zum Gebrauch der jungen Dichter. Diesen Theil erkennt er

für echt; allein er bedachte wol nicht, daß D. Luthers Bibelübersetzung darinnen angeführt wird, daß er folglich nicht von Snorre herrühren kann, daß schon die kurze Vorrede ihren Verfasser Magnus Olai verräth. Weiter sagt Resen: Die gewöhnliche Gefährtin der Edda ist Skalda, eine Sammlung von Regeln des Versbaues, und der unterschiedenen Versarten, die Snorre geschrieben hat. Er hat sie aber nicht in seine Ausgabe aufgenommen. Dies ist ohngefähr seine Meynung von der Edda, so viel sich aus seinen schwankenden Vortrag herausbringen läßt. Denn er bleibt sich nicht immer gleich; bald giebt er Sämund, bald Snorre, als ihren Verfasser an, ungewiß zwischen den mancherley Zeugnissen und Dafürhalten verstorbener oder ihm gleichzeitiger nordischer Gelehrten. Selbst untersucht hatt' er nicht. Von allen diesen angeführten Theilen enthält seine Ausgabe nicht nur die isländische Urschrift, sondern auch lateinische und von einigen dänische Uebersetzungen. Im ganzen genommen ist sie nicht so beschaffen, daß eine gesunde Kritik Ursache hat, mit ihr zufrieden zu seyn. Wer sich davon überzeugen will, der lese seine Vorrede, und vergleiche damit Hrn. Prof. Schlözers Beurtheilung derselben im ersten Theil seiner isländischen Litteratur. Es hier zu zeigen, würde zu weitläuftig, und den meisten

Lesern

Lesern langweilig werden. Indessen ist doch die Resensche Ausgabe mit allen ihren Unvollkommenheiten in gewissem Betracht noch immer die einzige, so wie auch sein übelzusammenhängendes System das herrschende blieb.

Zwar unternahm ohngefähr ums Jahr 1744 der Probst Herr Göranson eine neue Ausgabe, mit einer Schwedischen Uebersetzung, und legte dabey die upsalische Handschrift *) zum Grunde. Allein seine Ausgabe hat die Erwartung der Kenner nicht befriedigt. Er hat nicht allein an vielen Stellen erweislich falsch übersetzt, sondern auch öfters nicht einmal richtig gelesen. Auch ward die Ausgabe nicht vollendet, sondern mit der 26sten Dämosage im ersten Theil abgebrochen.

Ohngefähr 16 Jahre nachher lieferte Herr Mallet eine französische Uebersetzung **) der Edda. Sie enthält weder so viel Dämosagen noch in eben der Ordnung, wie sie in der Resenschen Ausgabe stehen, denn die upsalische Handschrift, nach welcher er arbeitete, geht in vielen Stücken von denen ab, die Resen bey seiner Ausgabe vor

*) Sie wird unten ausführlich beschrieben werden.
**) In s. Monumens de la Mythologie & de la Poesie des Celtes &c. à Copenh. 1756.

sich hatte. Seine Vorstellung von der Edda im ganzen ist noch eben dieselbe, wie sie sich die ältere nordische Gelehrten dachten. Nur darinnen hat sie etwas besonders, daß er in den Gedanken steht, die ältere Sämundische Edda, die man bis auf Voluspa und Haavamal für verloren hielte, sey würklich noch vorhanden. Aber wo? das sagt er nicht.

Seitdem ward nichts für die Edda gethan, bis ums Jahr 1772, wo der Herr Kanzleyrath und Ritter Ihre zu Upsala eine ganz andere Vorstellung von ihr machte,*) als man bis dahin von ihr gehabt hatte. Hier ist das neue, wodurch sich seine von den ältern Meynungen unterscheidet. Es giebt keine Edda, die von Sämund Sigfuson herrührte, noch hat es jemals eine gegeben. Nicht ein historischer Beweis läßt sich für diesen Satz beybringen. Kein älterer Schriftsteller erwähnt ihrer. Brynolf, Bischof von Skaalholt, sagt es, aber ohne allen Beweis. Die Zeitumstände machens auch ganz unwahrscheinlich. Kurz vor Sämund war das Christenthum eingeführt worden; man arbeitete mit allem Eifer an der völligen Vertil-

*) In s. Schreiben an den Herrn Kanzleyrath Sven Lagerbring über die isländische Edda, und eigentlich diejenige Handschrift von ihr, welche auf der königl. Bibliothek in U. verwahret wird. Upsala 1772. gr. 8.

tilgung des heidnischen Aberglaubens; sollte wohl er, selbst ein Lehrer, sich damit abgegeben haben, heidnische Fabeln zu sammeln? Die wirkliche Edda, die wir noch jezo haben, ist also kein Auszug aus jener größern, kein System der Alten nordischen Götterlehre, sondern blos eine Anleitung zur Dichtkunst zum Gebrauch der Lehrlinge. Ihr Verfasser ist Snorre Sturleson: Den Beweis davon giebt die Aufschrift des upsalischen Manuscripts. Mit diesem hat es folgende Bewandniß. Jonas Rugman brachte einen Codex der Edda auf Pergament, und mit sehr altem Stil geschrieben, aus Island mit. Dieser Codex kam nachher an den schwedischen Reichskanzler, Grafen de la Gardie, und von diesem an die upsalische Bibliothek. Er ist unleugbar von großem Werth, und eine echte Abschrift von Snorre's eigenem Original. Die Nebenschrift desselben nennt ausdrücklich Snorren den Verfasser der Edda. Zwar ist sie von einer andern, wahrscheinlich neuern Hand beygeschrieben; allein die Züge beweisen doch immer, daß sie auch sehr alt seyn müsse. Nimmt man nun als erwiesen an, Snorre sey der Verfasser der Edda, und das upsalische Manuscript eine echte Abschrift von seinem Original, so ist zugleich ausgemacht, was eigentlich zur Edda gehöre oder nicht. Da ferner die Edda blos eine Anleitung zur Dichtkunst, nicht aber ein System der nordi-

schen Götterlehre ist, so folgt daraus, daß man sehr unrecht hat, wenn man die Voluspa u. s. w. als Theile der Edda betrachtet. Es sind besondere Gedichte, die gar nicht dazu gehören. Sie wurden nur mit der Edda zusammengebunden oder geschrieben, entweder von ohngefähr, oder mit Fleiß, weil sie in der Edda mehr oder weniger oft angeführt werden. Die wahren Theile sind diejenigen, die man in dem upsalischen Codex findet, nämlich die Dämosagen, die Kenningar und die Liodsgreinir. Der erste Theil ist ein Auszug aus der Göttergeschichte der Alten. Man kann ihn mit Ovids Metamorphosen oder Hesiods Theogonie vergleichen. Die Hauptabsicht des Verfassers war, nicht die heidnische Theologie in ein System zu bringen, sondern nur die Dichtungen der Skalden aufzuzeichnen, damit sie wieder andere zur Verschönerung ihrer Gesänge brauchen könnten. Der zweyte Theil ist eine poetische Phrasnologie, in Frag und Antwort, anders als in der Resenschen Ausgabe, wo der Uebersetzer Magnus Olai die Fragen ausgestrichen hat. Nur etwas zür Probe. Wie soll man den Krieg nennen? Man nennt ihn das Wetter der Waffen, oder der Schilde, oder des Othins, oder der Walkyren, oder der Heerkönige, oder das Geräusch, oder den Streit. Wie soll man ein Schiff nennen? Man nennt es das Pferd der Seekönige oder der See, oder

Schiffswagen, oder Windwagen, oder Wellenwagen. Der dritte noch ungedruckte Theil ist in mehrerer Absicht der wichtigste. Er enthält sehr merkwürdige Nachrichten, von den isländischen Buchstaben und ihren Abtheilungen. Dann folgt ein umständlicher Unterricht von der isländischen Dichtkunst. Der Name, den er führt, bedeutet Vertheilung der Töne. Wormius und andere nennen ihn Skalda. Eine lateinische Uebersezung hat Rugman gewagt, aber die als Beyspiele vorkommende Gedichte unübersezt gelassen. Am Schluß des ersten Theils stehen zwey Anhänge. Der erste ist eine Genealogie, die mit Adam anfängt, und sich mit Snorres Vater und Geschwistern endiget. Der zweyte ist ein Verzeichniß aller christlichen Lagmänner in Island, welches mit Snorre schließet, aber die Zahl seiner lezten Lagmanschaft ist als noch laufend nicht ausgedruckt. Wäre also dieses Register neuer, so würde es gewißlich fortgesezt seyn. Beyde Register stimmen in Jahrzahlen und Namen der Lagmänner darinnen überein, daß sie sich auf Snorre beziehen; wahrscheinlich haben sie ihn beyde zum Verfasser.

Diesen Brief des Herrn K. R. Ihre ließ Herr Prof. Schlözer meist mit den eigenen Worten des Herrn Verfasser, nur mit veränderter Ordnung, in den ersten Band seiner isl. Litt.

1773. einrücken und fügte Noten hinzu. In diesen Anmerkungen sowol als in dem voraugeschickten Vorbericht tritt er in manchen Stücken der Meinung des Herrn K. N. bey, in andern geht er von ihr ab, und wirft Zweifel dagegen auf. Er ist darinnen mit Herrn J. einstimmig, daß es keine doppelte Edda gebe, noch jemals gegeben habe und daß weder die Voluspa noch das Haavamal u. s. w. zur Edda gehören. Alles das hält er für bloße unhistorische Behauptung des ersten Auffinders der Edda des Bischofs Brynolf. Allein daß Snorre Sturleson ihr Verfasser sey, will er nicht zugeben. Nicht Ein alter Schriftsteller, sagt er, giebt ihn dafür an, und Zeugnisse der neuern Gelehrten, die es mit nichts bewiesen, sondern nur glaubten, können nichts entscheiden. Innre Gründe aus dem Innhalt, der Schreibart rc. genommen, sind auch nicht da. Die Edda selbst nennt nirgends ihren Verfasser. Zwar thut es die Aufschrift des upsalischen Manuscripts, allein sie ist von einer neuern Hand, vielleicht 1541, wohl 200 Jahre nach Snorre's Tod beygeschrieben worden, und kann also nichts beweisen. Der Mann, der sie beyschrieb, glaubte es, so wie die nordische Gelehrten des vorigen Jahrhunderts. Es findet sich also kein Grund, aus welchem man ihm die Edda

zuschreiben könnte; vielmehr finden sich deren daß er ihr Verfasser nicht sey. 1) Man weiß, daß Snorre Lagmann von Island war. Sollte wohl der ernsthafte mit Staatsgeschäften überladene Snorre Zeit und Lust gehabt haben ein Buch zu schreiben, welches, wie der Verfasser der upsalischen Edda selbst angiebt, blos zum Spaß geschrieben wurde? 2) Er lebte in dem schönsten Zeitalter der isländischen Litteratur. Ist es wohl warscheinlich, daß schon damals sie so weit verfallen gewesen seyn sollte, daß er oder ein Zeitgenosse von ihm eine so alberne Poetik hätte schreiben können? Man muß daher als warscheinlich annehmen, daß die Edda eine Ausgeburt späterer Zeiten sey, wo schon Unterjochung und Digertod auf den Geschmack der Isländer zu ihrem Nachtheil gewürkt hatten. Auch in Ansehung dessen, was Herr J. zur Edda rechnet, ist er nicht mit ihm einerley Meinung. Vielleicht, sagt er, sind die beiden andere Stücke (nämlich Kenningar und Liodsgreinir) eben so wenig Theile der Edda, als die beyden Stammbäume, die ebenfalls in dem upsalischen Codex stehen. Auch paßt selbst der angegebne Titel des dritten Theils, man mag ihn erklären, wie man will, übel auf dasjenige, was Herr J. Liodsgreinir nennt. Es könnten ja wohl auch in dem upsalischen Codex, wie

man

man es in mehreren findet, ganz verschiedene Werke verschiedener Verfasser zusammengeschrieben oder nur zusammengeheftet seyn. Daher verlangt Herr S. eine diplomatische Beschreibung der upsalischen Handschrift, und die Beantwortung zwoer Fragen: I. Was alles in dem Codex stehe? Denn nach Herrn J. eigener Angabe, stehen außer den Dämosagen, Kenningar und Liodsgreinir auch zwey Stammbäume, und eine Skaldatal darinnen; sind nicht noch mehr dergleichen Sachen, die nicht zusammengehören, hier zusammengeschrieben, oder auch nur zusammengeheftet? II. Sind Spuren vorhanden, entweder innere oder äußere aus der einförmigen und unabgesezten Schrift, daß der Kopist alle diese Sachen, oder wenigstens die drey Aufsätze, die Herr J. zur Edda rechnet, als Ein Werk angesehen habe?

Auf diese Einwürfe und Forderungen antwortete einige Jahre nachher der Herr K. R. in einem Brief über die Edda, die Herr von Troil seinen Briefen über Island eingeschaltet hat. Er that es mit einer Bescheidenheit und Mäßigung, die ihm Ehre, und seinen Brief zu einem Muster für alle Streitschriften macht, wenn sie den Leser der Wahrheit näher bringen sollen. Er fängt mit einer diplomatischen Beschreibung

der

der upsalischen Handschrift an. Der Codex ist auf Pergament geschrieben, gut konservirt und größtentheils lesbar. Die Buchstaben sind alt, und scheinen, wenn man sie mit vielen andern vergleicht, zu bezeugen, daß der Abschreiber ohngefähr zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gelebt habe. Dann beantwortet er Herrn S. Fragen. Auf die erste, was in dem upsalischen Codex stehe? u. s. w. Es sey darinnen nichts befindlich, als Dämisagor, Kenningar und Liodsgreinir, ein Verzeichniß isländischer Lagmänner, und eine Langfedgatal oder Genealogie von Sturlesons Vorfahren. Auf die zwote Frage: Ob innere oder äußere Spuren schließen lassen, daß der Abschreiber rc. erklärt sich Herr K. N. Ihre: Die Antwort darauf findet man in der Ueberschrift des Manuscripts, welche so lautet: Bok thessi heiter Edda. Henne hever samsetta *Snorri Sturlo* s. epter theim haelti, sem her er skipat. En fyrst fra Asum ok ymi; tharnaest skalldskaparmal ok heiti marga hluta. Sidaz hättartal, er Snorri hever ort um Hakon k. Ok Skula Hertuga; d. i. dieses Buch heißt Edda, dasselbe hat Snorre Sturleson auf die Art zusammengesetzt, wie es hier stehet. Und zwar erst von den Asen und Ymi, hernach die Sprache der Dichtkunst und ihre Benennungen verschiedener Dinge. Zuletzt

Zulezt eine Abhandlung von den Versarten, die Snorre über König Hakon und Herzog Skule gemacht hat. — Er habe vormals gemeldet, daß die Rubrik von einer neuern Hand geschrieben worden wäre. Dieses sey auch in so weit ganz richtig, daß solche erst hingesezt worden, nachdem die Edda selbst schon angefangen war, welches man aus dem engen Raum sehe, der dafür gelassen worden, und der gemacht habe, daß der Abschreiber die lezte Reihe in die nächstvorhergehende mit hineinrücken müssen. Uebrigens hab' er gar wohl gesehen, daß die Schrift sehr alt sey, und daß niemand, der sie betrachte, sie erst ins Jahr 1541 sezen werde, wie Herr S. annehme. Da sie aber mit rother Dinte geschrieben sey, welche ihre Farbe besser als die schwarze behalten, so hab' er damals geglaubt, die Hand sey etwas jünger gewesen. Als er aber jezo die Schrift der Rubrik mit der Schrift der Edda selbst genauer vergleiche, so dünke ihm, daß er sicher sagen könne, daß beides von einer und derselben Hand geschrieben sey. Hieraus folget dann, daß derjenige, welcher die Edda abgeschrieben, die angeführten drey Theile und keine andere für wesentliche Stücke derselben angesehen habe. Hierauf geht er fort zur Beantwortung der Frage: Ob Sturleson der

Verfasser der Edda sey? Zuerst von Herrn S. Beweisen, daß er es nicht seyn könne. Auf den ersten antwortet er: Snorre war Lagmann, aber er war es nicht beständig. Auch wenn ers war, hatt' er nicht immer zu thun, und konnte wohl Zeit übrig behalten. Vorher oder in der Zwischenzeit von der ersten zur zwoten Verwaltung kann er geschrieben haben. Auf den zweyten: Dieser Beweis gründe sich auf eine Eintheilung der isländischen Litteratur in gewisse Perioden, die nicht völlig richtig sey. Er wisse eben nicht, was das Christenthum zum Emporkommen der Dichtkunst beytragen können, und noch weniger, ob der Digertod auf die übriggebliebenen Dichter eben die Wirkung gehabt habe, als auf die Bevölkerung und Landeskultur ꝛc. Nach dieser Widerlegung besteht der Herr K. R. nochmals auf seinen Beweis für Snorre aus der Aufschrift in dem upsalischen Codex. Das Zeugniß des Abschreibers ist um desto gültiger, da die Beschaffenheit der Abschrift selbst erweiset, daß sie nicht jünger als aus dem 14ten Jahrhundert seyn könne, daß ein Isländer sie an Ort und Stelle gemacht hatte, der gewiß wissen mußte, wessen Arbeit das war, was er abschrieb. Der berühmte Isländer Arnas Magnußen hatte schon in diesem Punkt Herrn S. Meynung, und sucht sie dadurch zu beweisen, daß in dem lezten Theil der Edda, Liods-

greinir oder Skalda genannt, Sturleson nicht allein citirt, sondern auch den Dichtern als ein Muster gerühmt, daß darinnen der Könige Håkan Håkansson, Magnus, Erich und Håkan Magnußen gedacht werde, die alle jünger als Snorre seyn. Beym ersten Anblick scheinet dieser Grund entscheidend zu seyn, allein bey genauern Nachdenken verliert er seine ganze Stärke. Die Sache hängt so zusammen. Im Anfang von Liodsgreinir sagt der Verfasser, er habe drey Theile abzuhandeln; die Grundregeln der Dichtkunst, settning, ihre Freiheiten, leife, ihre Fehler, syrerbodning. Die ersten beyden sind vollkommen abgehandelt, der lezte fehlt. Ein späterer Skribent hat sich daher vorgenommen, diesen Mangel zu ersetzen, und einen Anhang zu Sturlesons Edda gemacht. Daß er darinnen dessen erwähnt, und ihn lobt, darüber darf man sich nicht wundern; aber daß sein Anhang nicht zu der echten Edda gehöre, beweiset die upsalische Handschrift, worinnen er gänzlich fehlt. Auf eben die Art läßt sich das erklären, was von den spätern Königen gesagt wird. Ihrer wird in der Edda nicht gedacht, wahrscheinlich machen sie Arnas Magnußen aus der Skaldatal, die kein Theil der Edda, sondern nur ein Anhang ist. Dieser giebt Herrn J. Veranlassung, von den verschiedenen Anhängen der Edda zu reden. In Ansehung der Langfed-

gatal

gatal und des Verzeichnisses der Lagmänner bleibt er bey seiner Meynung, daß sie von Snorre herrühren, mit Wiederholung der angeführten Gründe. Daß sie der Edda angehängt wurden, kam von einer alten nordischen Gewohnheit, solche Verzeichnisse und Geschlechtsregister grössern Werken beyzufügen, damit sie sich desto sicherer erhalten möchten. Der dritte Anhang ist die Skaldatal, ein Verzeichniß nordischer Dichter, welches theils von Snorre, theils von mehrern Verfassern herzurühren scheint. Den Beschluß seiner Beantwortung macht Herr J. mit einer genauern Beschreibung des dritten noch ungedruckten Theiles der Edda Liodsgreinir, weil Herr S. wissen wollte, wie dieser Titel auf eine Poetik passe. Ueberhaupt pflegten die Alten ihren Büchern oft sehr fremde Titel zu geben, die sich nicht allemal aus dem Innhalt erklären lassen. Insbesondere ist hier zu bemerken, daß Sturleson gleich zu Anfang den Laut oder die Töne in drey Arten eintheilt. Die erste nennt er vittlaus hliod, oder den Ton lebloser Dinge, z. E. des Windes, des Gewitters ꝛc.; Zu der andern rechnet er die Töne unvernünftiger Thiere; zur dritten die artikulirten Töne des Menschen. Darauf redet er von dem Laut der Buchstaben, ihrem Unterschied, ihrer Länge und Kürze. Dann kömmt er auf die Regeln der Prosodie, und was sonst zur isländi-

schen Skaldskap gehört. Hieraus sieht man, was zu dieser Benennung Anlaß gegeben hat. Liodsgreinir heißt wörtlich Unterschied der Töne.

So verschieden sind die Meynungen über die Edda! Welche von ihnen die richtige sey, ob die ältere, oder die neuern, und unter diesen wieder die von Herrn Ihre, oder die von Herrn Schlözer, mag jeder Leser, wenn er die Edda im Ganzen kennen gelernt hat, entscheiden. Mir wars genug, sie ihm vorgelegt zu haben. Noch muß ich einer erwähnen, die durch ihre Sonderbarkeit sich vor allen andern auszeichnet. Herr Konsist. Rath Schimmelmann in Stettin, behauptet in der Vorrede zu seiner deutschen Uebersezung *) und in den beygefügten Noten: Ihr Alter erstrecke sich bis an 1500 Jahre vor Christi Geburt; Sämund Frode habe sie nur im eilften Jahrhundert, aus lang verborgen gewesenen Runenschriften ans Licht gestellt; für ihr hohes Alter zeuge der alte erhabene sibillinische jetzt fast unnachahmliche Stil, vornämlich aber ihr Innhalt. Dieser sey ganz kirchlich, umfasse das ganze christliche Religionssystem. Ueberhaupt sey die Edda eine göttliche Offenbarung für die alten nordischen Völker. Ihr erster Theil sey die Volus-

*) Stettin, 1777. 4.

luspa, und das Haavamal der zweyte; von den Dämosagen, als dem dritten seyen nur die ersten 33 nach Mallets oder 49 nach Resens Ausgabe für ächt anzusehn; die übrigen habe Snorre hinzugesetzt rc.

Soviel von der Geschichte der Edda; der Auszug aus den Fabeln, verbunden mit Stellen aus der Voluspa, wird erst im sechsten Band erscheinen können. Im gegenwärtigen folgen einstweilen anhangsweise Stellen aus dem Haavamal und Othins Zauberlied, dieses von Herrn K. R. **Herder** übersetzt, wie mans von ihm gewohnt ist. Die Kenningar sind keines Auszugs fähig.

Noch muß ich, zu Vermeidung alles nachtheiligen Verdachtes erinnern, daß ich mir von dem Stof zu diesem Vorbericht nicht das mindeste zueignen kann. Er ist ganz ein Eigenthum der berühmten Männer, die sich bemüht haben, die Dunkelheiten der nordischen Litteratur aufzuhellen. Ich habe nur ausgehoben und anders geordnet. Mir schien dieser Aufsaz nöthig; wem er zu trocken ist, der überschlage ihn, oder erhole sich dafür bey Biondetta.

—ß.

Einige Sprüche aus dem Haavamal. *)

Auf allen deinen Wegen schau' um dich her, und sieh dich wohl vor, ehe du weiter gehst, dern niemand mag immer mit Gewißheit ahnden, wo seine Feinde lauschen, daß sie ihm Schlingen legen im Hinterhalt.

Wärme den Fremdling, der zu dir hereinkömmt, und dessen Knie von Frost erstarrt sind. Nahrung und eine Stätte zur Ruhe fordert von dir der Mann, der im Gebürg' umherwanderte.

Der Feige wähnt ewig zu leben, wenn er nicht in den Krieg ziehen darf; aber das Alter hat mit ihm keine Schonung, trift ihn auch die Lanze nicht.

Ein Mann von schwachem Geist durchwacht ganze Nächte, will bald dieses, bald jenes; so ermüdet

*) Größtentheils nach Mallets französischer Uebersetzung.

müdet er sich, bis der Morgen kömmt, und er ist eben so weise, als er zuvor war.

Ungebahnt ist mir der Weg zu einem falschen Freunde, wenn er auch mir in der Nähe wohnt; aber gangbar und eben der Pfad zu einem wahren Freunde, wär' er auch noch so weit von mir entfernt.

Sey Freund deiner Freunde, und die ihrigen seyen auch die deinen; aber ihrer Feinde Freund darfst du nicht seyn.

Jung war ich sonst und allein, verlassen irrend am Wege. Da fand ich einen Gefährten, und schäzte mich reich. Der Mensch ist des Menschen Freude.

Besser gut gelebt, als lange. Das Feuer, das du anzündest, ist noch nicht abgebrennt, so steht der Tod vor deiner Thüre.

Heerden sterben, Verwandte sterben, Freunde sterben, auch du wirst sterben; aber eines weis ich, was niemals stirbt, das Urtheil über die Abgeschiedenen.

Rühme den Tag, wenn er vorüber ist, eine Frau, wenn du sie kennst, ein Schwerd,

wenn du's versuchst hast, ein Mädchen, wenn es einen Mann hat, das Eis, wenn du darüber hin bist, und das Bier, wenn du's getrunken hast.

Bey Wind fälle Holz; bey stillem Wetter fahre auf dem See; im Dunkeln kose mit deinem Mädchen, der Tag hat viele Augen.

Keine Krankheit ist peinlicher als Unzufriedenheit mit seinem Loos.

Hast du einen Freund, und willst, daß er's bleibe, besuch' ihn oft. Gras wächset auf dem Wege, und Busch bezieht ihn, wenn er selten betreten wird.

Niemand ist wohl so gut, daß er nicht einen Fehler habe, noch so böse, daß gar nichts an ihm tauge.

Die Zauberkraft der Lieder. *)

Ich weiß, ich hing neun Nächte lang,
Geschenkt dem Odin (und ihn mir,)
Den Winden entgegen, durchstochen mit dem Schwerdt,
Am Baum, deß Wurzel niemand kennt.

Da nährte mich nicht Brod noch Trank;
Mit Schmerzen fiel ich herab und fand
Die Runen: schmerzend fiel mein Leib
Aufs neu herab.

Neun große Lieder hab ich gelernt,
Von Bolthar, Freya's berühmten Sohn,
Und trank den edlen Honigtrank
Voll Sangeskunst.

Da ward ich weise, da ward ich groß,
Da ward ich glüklich, Wort gab Wort,
Und That gab That.

*) Im Original Runa-Capitule.

Auch du wirst Runen finden und Zeichen,
Mächtige Zeichen, große Zeichen!
Die der Alte der Götter erfand!
Und die Götter machten und Odin grub.

Odin der Asen, der Alfen Dwalinn,
Dain der Zwerge, Asvid der Riesen,
Auch ich grub etliche ein.

Weistu, wie sie einzugraben? weistu, wie sie aufzulösen?
Weistu, wie sie sind zu versuchen? weistu, wie sie sind zu erfragen?
Weistu, wie sie wegzusenden? weistu, wie zurückzurufen?
Denn besser nicht zu senden, als zurückzurufen zu oft.

Lieder kann ich; es kann sie keiner,
Nicht Königs Tochter, nicht Mannes Sohn.
Eins heißt Hülfe; es wird dir helfen
In Schmerz, in Trauer, in aller Noth.

Ich kann ein Zweites; sein bedörfen
Die Menschensöhne zur Arzenei.

Ich kann ein Drittes, den Feind zu zwingen,
Wenn Noth mir ist:
Sein Schwerd zu stumpfen und seine List,
Daß sie nichts vermag.

Ich kann ein Viertes: werfen die Männer
Bande mir an.
Ich singe das Lied und wandle frei;
Die Ketten brechen mir an den Füßen;
Die Fesseln fallen von den Händen mir.

Ich kann ein Fünftes: seh ich geschossen
Mit Feindesmuthe den fliegenden Pfeil,
In seinem Fluge halt ich ihn auf
Durch meinen Blick.

Ich kann ein Sechstes: wenn mich verwundet
Ein Mann mit Zauber und reitzt mit Zorn;
Ich singe das Lied, daß ihn nicht mich
Das Uebel trift.

Ich kann ein Siebendes: seh ich brennen
Ein Haus und die Flammen breiten sich umher.
Ich singe den Zauber und bändige sie.

Ich kann ein Achtes: das Noth ist allen,
Wenn unter den Menschen Haß beginnt;
Ich sing' es und ersticke das Uebel schnell.

. . . .

Ich kann ein Neuntes: wenn Noth mir ist,
Mein Schiff zu retten auf stürmiger See;
Ich stille den Wind und stille die See.

. . . .

Ich kann ein Zehntes: wenn Zauberinnen
Die Luft durchreiten; ich blicke sie ab
Von ihrem Wege, von ihrer Bahn.

. . . .

Ich kann ein Eilftes: führ' ich ins Treffen;
Alte Freunde, so bezaubr' ich die Waffen;
Da gehn sie mächtig und Heil zur Schlacht,
Und Heil hinaus und überall Heil.

. . . .

Ich kann ein Zwölftes: seh ich am Baume
Den Todten hangen; ich zeichne Runen:
So kommt der Mann und spricht mit mir.

. . . .

Ich kann ein Anders: bespreng ich mit Wasser
Den zarten Knaben, so wird er von Waffen
Und Schwert nicht fallen in keiner Schlacht.

Ich

Ich kann ein Anders: der Völker Namen,
Der Asen und Alfen Unterschied
Kann ich euch nennen, wenige könnens.

Ich kann ein Anders, das sang Thiodrey
Vor Dellings Pforte: Muth den Asen
Den Alfen Kraft, Weisheit den Odim.

Ich kann ein Anders, will ich genießen
Des edelsten Mädchen Lieb und Gunst:
Ich sing es und wandle den Sinn des Mädchen
Von weißen Armen und lenk' ihr Herz.

Ich kann ein Anders, daß mich das Mädchen
Nie verlasse; – Lotsafner du,
Weist du die Lieder? sie sind dir gut:
Nütz zu lernen, zu wissen noth.

Ich kann ein Anders, das lehr' ich keinem
Mädchen noch Weibe; nur Einer weiß es:
Das beste der Lieder; ich lehr' es etwa
Nur meiner Schwester und die mich in ihre
Arme schließt.

Nun

Nun sind gesungen die hohen Sprüche
Im hohen Pallast:
Sie sind sehr noth den Menschensöhnen,
(Und sind nicht noth den Menschensöhnen.)
Heil der sie sang! Heil der sie kann!
Wohl der sie lernt! Heil der sie hört! –

Romane der La Fayette:*)

Nachtrag zu der Rubrik der ausländischen Romane.

---

*) Da das Manuskript nicht in Berlin verfertigt, sondern von auswärtigen Orten gesendet wird, so bittet man die Leser, sich nicht zu wundern, wenn durch ein Versehn dieser zu spät eingeschickte Aufsatz, statt unter der Rubrik der ausländischen Romane, seinen Platz noch in dem Anhang gefunden hat.

Der Verleger.

Geschichte dieser Romane und der Verfasserin.

Marie Magdalene Pioche de la Vergne, Gräfin de la Fayette, die Verfasserin dieser Romane, war eine Tochter von Aymar, Herrn de la Vergne, Gouverneur von Havre de Grace, und Marechal de Camp. Sie ward 1633 geboren, und 1655 mit Franz, Grafen de la Fayette vermählt. Eine Dame, die eben so sehr wegen ihres Verstandes als wegen ihres Herzens bewundert zu werden verdient. Ihre Schriften sind Muster für den Geschmack und Unterricht für die Sitten. Sie malt die Liebe und flößt die Tugend ein. Ihre Grundsätze, die sich alle mit sanfter Empfindung vertrugen, leiteten ihr Verhalten in der Freundschaft. Unmöglich lassen sich alle die Freunde angeben, die sie gehabt hat, denn jedermann liebte sie; so wenig als alle die edlen Handlungen, die Handlungen voll zarten Gefühls, durch die sie sich ihre Freunde ver-

band. Ein geheimer Reiz machte das Glück derjenigen vollkommen, an die sich ihre Seele mit der Theilnehmung heftete, die aus Hochachtung entsteht, und Zuneigung hervorbringt. Niemand erfuhr dieses besser als die Herren de la Rochefoucault und von Segrais. Dieser war ihr immer theuer, hatte Antheil an den Arbeiten ihres Geistes, ihm vertraute sie ihre Geheimnisse; Für den berühmten Verfasser der Maximen mag sie wohl Empfindungen von einer zärtlicheren Gattung gehabt haben; allein zu der Zeit, da ihre Verbindung am engsten war, hatte sie schon das Alter erreicht, wo Ueberlegung an die Stelle aufwallenden Gefühles tritt, ein Vortheil, den der Herzog ebenfalls hatte, als sein Umgang mit der Gräfin genauer worden war. Lange Zeit von den Reizen der Herzogin von Longueville eingenommen, aber auch von ihrer Koketterie gequält, und von ihrem Ehrgeiz auf Abwege geführt, genoß er nun im Umgang mit Madame de la Fayette das Vergnügen der Ruhe, die Wollust, sich zu unterrichten, seine Empfindungen zu reinigen und zu erhöhen, und genoß sie in einer wechselseitigen Zuneigung, welche Herz und Verstand auf die angenehmste Art beschäftiget, und den Beyfall der Vernunft für sich hat.

Es ist ganz natürlich, daß Madame de la Fayette, die einen so genauen Umgang mit Männern

nern wie la Rochefoucault und Segrais hatte, manches so schrieb, wie sie's ihr eingaben; daß diesen vielleicht noch etwas mehr von ihren Schriften angehört, allein ihre sanfte Philosophie und ihre liebenswürdige Moral sind ihr ganz eigen, so wie ihre Schreibart.

Außer der Zaide hat man noch von ihr, die Prinzeßin von Montpersier, die Prinzeßin von Cleves, die Gräfin von Tende, eine Vertheidigung des vorhergehenden Romans, die Geschichte der Madame Henriette von England, und die Memoires de la Cour de France, ein Werk, welches allein schon hinreichend gewesen seyn würde, sie berühmt zu machen. Es hat das dreyfache Verdienst einer wohl überdachten und lebhaft geschriebenen zusammenhängenden Erzählung, einer Sammlung von Gemälden, und einer Auswahl von auffallenden Zügen. Allenthalben findet man auch hier den Geist, die Annehmlichkeiten ihrer Schreibart wieder. Schade nur, daß nicht der ganze Stof dieses vortreflichen Werks zum Druck gekommen ist. Durch die allzugroße Gefälligkeit des Abts la Fayette, die Handschrift seiner Mutter zu verbergen, hat sich ein großer Theil derselben verloren, so daß nur die Anekdoten von 1688 und 1689 noch übrig sind.

Madame de la Fayette war sehr bescheiden. „Der Ruhm, den sie verdiente, hatte so wenig Reize für sie, daß sie ihre Zaide unter Segrais's „Namen erscheinen ließ.“ Als ich (der berühmte Bischof von Avranches, dessen Buch Sur l'origine des Romans diesem Roman jederzeit vorgedruckt ist) „diese Anekdote zuerst bekannt machte, beklagten sich einige Freunde von Segrais, die „nichts von der Sache wusten, hierüber als über „eine Beleidigung, die seinem Andenken wiederführe. Allein es war eine Thatsache, von der ich „lange Zeit Augenzeuge gewesen war, und die ich „nicht allein durch Briefe von Madame la Fayette, „sondern auch durch die Originalhandschrift von „Zaide, die sie mir, so wie sie daran schrieb, bogenweise zuschickte, zu beweisen im Stande bin.“ Vorher hatte man sie durchgehends dem Herrn von Segrais zugeschrieben, und sie war so gar öfters unter seinem Namen wieder aufgeleget worden. Er hat aber keinen Antheil weiter daran, als daß er zur Anordnung der Fabel des Romans etwas beygetragen hat.

Dieser Roman hat den Stof zu verschiedenen Stücken für die Bühne hergegeben. Man hat von Herrn Bret ein Lustspiel, le Jaloup, dessen Karakter, so wie einige der vornehmsten Scenen daraus entlehnet ist. Eben dieses gilt auch von der

Oper,

Oper, die unter diesem Titel mit Beyfall aufgeführt ward. Fuzelier benuzte eine der schönsten Stellen des Romans, um sein Lustspiel, l'amour maître de langue in dreyen Akten zu schreiben, welches 1718 auf der Italienischen Bühne erschien, aber nicht gefiel, obgleich die Intrigue desselben artig ist.

Madame de la Fayette starb im Jahr 1693. Den Abend ihres Lebens hatte sie ganz Uebungen der Andacht geweyht.

I.

Zaide.

Gonsalvo, ein Grande von Spanien am Hofe Alphons, Königs von Leon, hatte vor kurzen an diesem Hofe empfindliche Kränkungen erfahren. Hintergangen von Don Garoies, dem ältesten Sohne des Königs, den er als seinen Beschützer und als seinen Freund liebte, von einer treulosen Geliebten getäuscht, beschloß er,

Spanien zu verlassen, und sich in irgend einer unbekannten Einöde zu verbergen. Mit diesem Vorhaben war er an die Küsten von Katalonien gekommen, wo er sich auf das erste Schiff, das nach den Griechischen Inseln abgehen würde, einschiffen wollte.

Ganz in seinen Gram versenkt, schlich er längst dem Ufer des Ebro, nah an seinem Ausfluß hin, bis zum Einbruch der Nacht. Es begegneten ihm einige Fischer, die er um eine Freystatt bat. Ein Unbekannter, der zu gleicher Zeit an der Küste traurig hin und her gieng, sah ihn und die Würde, die in seinem ganzen Anstand herrschte; die Seufzer, die Gonsalvon entfuhren, die düstere Schwermuth in jeder seiner Mienen, diese Schwermuth, so übereinstimmend mit der Lage, in der er sich selbst befand, rührten ihn, und jene Gleichheit der Empfindung, jene Süßigkeit, die Unglückliche schmecken, wenn sie sich einander nähern können, drängten ihn, Gonsalvon die gebetene Freystatt anzubieten. Anfangs schlug sie dieser aus, entschlossen allem Umgang mit den Menschen zu entsagen; aber das Bedürfniß zu ruhen nöthigte ihn endlich, sie anzunehmen. Er folgte dem Unbekannten in ein kleines Haus, welches hinter einem Hölzchen lag. Dieses

Haus

Haus war einfach, aber nicht unregelmäßig gebaut. Der Hof und der Garten waren mit Granadenbaumwänden umschlossen. Zwischen dem Garten und dem Hölzchen rieselte ein Bach hindurch. Hier würde Gonsalvo Ruhe gefunden haben, wenn er deren fähig gewesen wäre; allein sein Herz war zu sehr verwundet. Doch fühlte er einige Linderung seines Grams bey der Erzählung der Unglücksfälle eines Mannes, der sich für noch unglücklicher, als er halten konnte. Die einsame Wohnung, die dieser Unbekannte gewählt hatte, war Beweis genug, daß er keine Gesellschaft haben wollte, er gestand aber dennoch Gonsalvon, daß er gegen das Vergnügen, ihn gefunden zu haben, nicht gleichgültig sey. „Ich, antwortete dieser, ich fliehe die Menschen „und habe so viel Ursach sie zu fliehen... Wüßten „Sie meine Gründe, so würd' es Sie nicht mehr „befremden, daß es mir so viel Mühe gekostet „hat, Ihr Erbieten anzunehmen; Sie würden „vielmehr den Ausspruch thun, daß ich jede Art „von Verbindung mit diesen Menschen, die mich „so unglücklich gemacht haben, auf ewig aufgeben „müsse.“ — — „Haben Sie nur Ursach sich „über andere zu beklagen, sich selbsten aber nichts „vorzuwerfen, o! dann giebt es Wesen, die elender sind als Sie. Der ist der Unglücklichste, der „sich über sich selbst beklagen muß; der sich selbst

„die Grube grub, in die er stürzte; der ungerecht, „der unvernünftig handelte; der selbst der Urheber „der Leiden ist, die ihn darniederbeugen.“ — — „— Ich sehe wohl, daß Sie das fühlen, wovon „Sie reden; aber wie verschieden ist es von dem, „was man fühlt, wenn man unverschuldet, be„trogen, verrathen, verlassen wird von denen, „die man über alles liebt?“ — — „Sie fliehen „also aus ihrem Vaterland, um diejenigen, die „Sie verriethen, und Sie unglücklich machten, „nicht mehr zu sehen; aber urtheilen Sie selbst, „was Sie leiden würden, wenn Sie täglich mit „denselben leben müßten: Sehen Sie, in diesem „Zustande bin ich; ich selbst habe das Unglück „meines Lebens gemacht; und doch kann ich mich „nicht von mir selbst trennen, von mir selbst, den „ich so sehr, mit so vollem Recht verabscheue, nicht „nur weil ich dadurch leide, sondern auch weil die „so viel dadurch gelitten hat, die ich über alles „liebte.“ — — „Ich würde mich nicht beklagen, „wenn ich's nur über mich selbst thun dürfte. „Sie halten sich für unglücklich, weil Sie Ursach „haben, sich zu hassen; hat aber diejenige, die Sie „liebten, Sie wieder treu geliebt, müssen Sie sich „denn nicht glücklich dünken? Vielleicht, verloren „Sie sie durch Ihre Schuld; aber es bleibt Ih„nen doch wenigstens der tröstende Gedanke, daß „Sie von ihr geliebt waren, und daß Sie's noch

„seyn

„seyn würden, hätten Sie nicht etwas gethan, „was ihr mißfiel. Sie können bey diesem Ge„danken nicht unglücklich seyn, oder Sie kennen „die Liebe nicht. Sie lieben sich selbst mehr als „Ihre Gellebte, wenn Sie sich eher über sie, als „über sich selbst beklagen mögten.“ — — — „Sie haben selbst wenig Antheil an ihrem Un„glück, und können also nicht einsehen, welch ein „Zuwachs von Schmerz das ist, wenn man selbst „dazu beygetragen hat. Aber glauben Sie mir, „ich hab's erfahren; durch seine Schuld diejenige, „die man liebt, verlieren, ist eine Gattung von „Schmerz, die quälender als jede andre ist.“

Nach dieser Unterredung erzählt der Unbekannte, welches Alphons Ximenes, ein Grande des Königreichs Navarra ist, Gonsalvon seine Geschichte; Eine sehr angenehme Episode.

Die Einsamkeit, die Gonsalvo hier genießen konnte, die Wollust, mit einem Manne, der so lebhaft wie er fühlte, trauern zu können, selbst die Freundschaft dieses Mannes, alles bestimmte seinen Entschluß, seine Tage bey Alphonson zuzubringen. Oefters überließ er sich Betrachtungen über seine ehemaligen Unglücksfälle, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß ihn die Einsamkeit, in der er lebte, gegen neue Leiden sicher stellte. Er irrte sich.

Gegen das Ende des Herbstes, wo die Winde das Meer furchtbar zu machen anfingen, war Gonsalvo früher als gewöhnlich spatzieren gegangen. Die Nacht durch hatte der Sturm schrecklich gewüthet; das Meer war noch in Aufruhr. Betrachtungen über die Unbeständigkeit dieses Elements leiteten ihn auf andere über die Unbeständigkeit des Schicksals, und er war ganz darein vertieft, als er Spuren von Trümmern eines Schiffes gewahr ward. Unruhig sah er allenthalben rings um sich her, ob nicht jemand seiner Hülfe nöthig hätte. Die Sonne war eben aufgegangen; er sah in der Ferne etwas Glänzendes, konnte aber nicht unterscheiden, was es wäre. Er ging darauf zu, und sah ein Frauenzimmer, prächtiggekleidet, auf dem Sande liegen, in einer todtengleichen Ohnmacht, die aber Züge der vollkommensten Schönheit nicht hatte entstellen können. Er eilt ihr zu Hülfe, ruft Ximenes dazu, und beyde tragen die Unglückliche in ihre gemeinschaftliche Wohnung. Hier schickten sie nach Mitteln, ihr zu helfen, und nach Frauenzimmer zu ihrer Bedienung. Diese Mittel waren auch so wirksam, daß die schöne Unbekannte bald wieder zu sich kam. Mit einem Blick, eben so fähig, Liebe als Ehrfurcht einzuflößen, heftet sie zwey große schwarze Augen, kaum noch geöfnet, schmachtend zuerst auf ihren Wohlthäter. Die-

ser

ser Augenblick entschied Gonsalvons Schicksal, grub das Bild der Schönen, die er vor sich sah, auf ewig in sein Herz. Vergebens wollte er sich's selbst verbergen; seine ängstliche Sorgfalt, seine Unruhe, seine Seufzer, beredter als alles Geschwätze der Alltagsliebhaber, sagten deutlich genug, wie heftig er liebe; eine Lage, die um desto peinigender war, da er die Sprache der Fremden nicht verstand, und sie also über ihr Vaterland, über ihre Familie, über ihre Unglücksfälle nicht fragen konnte. Eine Gefährtin ihres Unglücks, die zugleich mit ihr in Ximenes Haus gebracht worden war, rufte öfters unter häufigen Umarmungen den Namen Zaide aus; Zaide wiederholte mehrmals den Namen Selime; so mußten sie heißen; aber deswegen wußte Gonsalvo das noch nicht, was für ihn das wichtigste war. Er bemerkte, daß Zaide bey Selimens Erzählung in tiefster Betrübniß Thränen vergoß. Gingen beyde am Ufer des Meers, dann blickte sie traurig aufs Meer hin, brach in schmerzhafte Ausrufungen aus, schien jemand zu bedauern, der mit ihr Schifbruch gelitten habe. Die Prinzeßin Alasantha, ihre Mutter, war's, aus deren Armen sie der Sturm gerissen hatte, aber die Liebe überredete Gonsalvon, daß sie einen Geliebten beweinte. Dieser Gedanke quälte ihn, und zum erstenmal

drang die Eifersucht in sein Herz. Diese Empfindung hatte er bis jetzt nicht gekannt. Sie war ihm so neu, daß er einen Schmerz, von dem alle andre Menschen nichts wüßten, zu fühlen glaubte. Er erinnerte sich an alles Ungemach, das er ausgestanden hatte; aber was er jetzt empfand, schien ihn Alles zu überwiegen. In einer Sprache, welche die schöne Unglückliche nicht verstand, suchte er, zur Linderung seines Grams, ihr seine Empfindungen zu erklären; aber die Blicke der Liebe sind jederzeit verständlich. Zaide verstellte sich; doch bemerkte man in ihrem Betragen eine Art von Unruhe. Eines Tages, da sie sich mit Selimen unterhielt, schien sie Gonsalvon aufmerksam zu betrachten, zeigte Selimen einzeln jeden seiner Züge, und diese gab ihr Beyfall. Ihre Geberden, ihre Bewegungen, die Verwunderung, die sie bezeugten, brachten Gonsalvon auf die Muthmaßung, er müsse jemanden, den sie kennten, gleich sehen. Anfangs machte diese Muthmassung keinen Eindruck auf ihn, aber er fand Zaiden mit dieser Aehnlichkeit so sehr beschäftiget, es schien ihm so ganz gewiß zu seyn, daß sie in ihrer Betrübniß einiges Vergnügen empfinden müsse, wenn sie ihn ansehe, daß er an der Aehnlichkeit zwischen sich und dem Liebhaber, der Zaidens Andenken immer gegenwärtig

sey, nicht länger zweifelte. Schmerzhaft war es ihm allerdings, seiner Geliebten unaufhörlich das Bild darzustellen, dessen Erinnerung er so gern hätte verdrängen wollen, und so seltsam war seine Lage, daß das Frauenzimmer, für die er von Liebe glühte, ihn nicht ansehen konnte, ohne ihn zur Eifersucht zu reizen. Doch war er nur darauf bedacht, Zaiden alles Vergnügen, welches Spatziergänge, Jagd und Fischerey gewähren können, zu verschaffen. Mitten unter diesen Ergötzlichkeiten aber versank er öfters in die düsterste Schwermuth, wenn er an den nahen Augenblick der Trennung von Zaiden dachte, welche das erste Schiff erwartete, um ihre Reise nach Tunis fortzusetzen. „Warum überlaß ich mich dem Gram? sagte er zuweilen zu sich selbst; welche Rechte hab' ich auf Zaiden? Sie ist mir ganz unbekannt; der Zufall warf sie auf diese Küste; sie brennt vor Ungeduld, sie wieder zu verlassen; ohne Ungerechtigkeit kann ich sie nicht zurückhalten, und thät ich's, würd' ich dadurch glücklicher werden? Täglich würd' ich sie sehen einen Mann, den sie liebt, beweinen, und indem sie mich anblickt, sich seiner erinnern."

Dieser Betrachtungen ohngeachtet suchte dennoch Gonsalvo alle Mittel auf, die Zaidens

Ent-

Entschluß wankend machen konnten. Er hatte sie einige Briefe in griechischer Sprache schreiben sehen. Von diesem Augenblick an wollte er jemand bey sich haben, der diese Sprache verstünde. In dieser Absicht überwand er sich, auf einige Tage sich von Zaiden zu entfernen, und in der nächsten Stadt einen solchen Mann aufzusuchen. Er wollte diese Sprache studieren; schon hatte er gelernt, auf Griechisch zu sagen: **Ich liebe Sie.** Wenn er diese Worte Zaiden sagen könnte, wenn sie sie verstünde, dann glaubte er das Ende seiner Leiden zu sehen. Aber er fand sie und ihre Gefährtin nicht wieder, als er zurückkam, sie hatten ein Schiff bestiegen, welches sie nach Afrika bringen sollte. Jetzt fühlte Gonsalvo die ganze Gewalt seiner Liebe, ganz die Strenge seines Schicksals; jetzt erfuhr er nur zu sehr, was ihm Don Garcias einstens gesagt hatte: Nur die Leidenschaft ist Leidenschaft, die uns in Einem Augenblik ergreift, überrascht. Die andern sind wirklich nichts anders als Verbindungen, denen sich das Herz willig überläßt. Wahre Leidenschaften entreissen es uns, beherrschen es. Ganze Tage trauerte Gonsalvo hin an den Orten, wo er Zaiden gesehen hatte, schien sie noch da zu suchen. Ximenes erinnerte ihn an alles Ungemach, dem er getrotzt hatte, und ermahnte auch das gegenwärtige standhaft zu ertragen. Aber

Gon-

Gonsalvo konnte nicht mehr leiden, weil er schon zu viel gelitten hatte. Endlich konnte er's nicht länger dulden in der Einsamkeit, die für ihn mehr Quaalen hatte als Alphonsons Hof mit allen seinen Ränken, schiffte sich ein, um Zerstreuung seines Kummers in einem Krieg zu suchen, den damals der König von Leon mit den Mauren führte. Noch hatte er den letzten Trost der Unglücklichen, die Hofnung; vielleicht würde er Zaiden dereinstens wiederfinden. Wirklich hörte das Schicksal auf, ihn zu verfolgen. Mit Don Garcias, der den leonischen Thron bestiegen hatte, ausgesöhnt, erhielt er ein Kommando in seinem Heer, und erfocht einen vollständigen Sieg über die Mauren. Seine natürliche Tapferkeit war in diesem Krieg doppelt furchtbar gewesen, weil er sein Leben nicht schonte; unglückliche Liebe hatte es ihm zur Last gemacht. Aber selbst im blutigsten Gefechte schonte seine Menschenliebe den Feind, der die Waffen niederlegte. Der Prinz Zulema, welcher eine maurische Festung tapfer vertheidiget hatte, erfuhr die Großmuth des Siegers. Um ihn gegen die Wuth der Spanischen Soldaten zu sichern, übergab er ihn einigen Officieren, die ihm folgten, zur Verwahrung. Jetzt gieng Gonsalvo auf das Schloß zu, welches Zulema vertheidiget hatte. Beym Eingang sagte man ihm, daß viele arabische Damen

men sich dahinein geflüchtet hätten, und führte ihn in das Zimmer, wo sie waren. Verschiedene Weibspersonen lagen auf Polstern halb dahingestreckt, in tiefem Schweigen, dem beredtesten Zeugen des Schmerzens über ihre Gefangenschaft, in einiger Entfernung, von einer Person, die prächtiggekleidet auf einem Ruhebette saß. Auf die eine Hand stützte sie ihr Haupt; mit der andern wischte sie ihre Thränen ab, und bedeckte sich das Gesicht. Gonsalvo tritt herein; auf das Lärmen, welches er und sein Gefolge machen, schlägt sie die Augen nach ihnen auf; er erkennt Zaiden, schöner als jemals, obgleich Gram und Schrecken auf ihrem Antlitz gemalt waren. Gonsalvo staunt; scheint bestürzter noch als Zaide; bey seinem Anblick beruhiget sich Zaide, ihre Furcht verschwindet. Sie nähern sich einander. Gonsalvo redet sie an in griechischer Sprache, die er indessen gelernt hat: sie solle ihm vergeben, daß er als Feind vor ihr erscheine. Sie antwortet ihm: sie fürchte nichts mehr; dieß sey nicht die erste Gefahr, aus der er sie errettet habe; fragt ihn, durch welches Glück der Prinz Zulema der Gefahr entgangen sey. Zulema war Zaidens Vater, und hätte auch nicht die Liebe Gonsalvon bey ihr das Wort geredet, so würden doch Hochachtung und Dankbarkeit ihm ohne Mühe ihre

Gunst

Gunst gewonnen habe. Mit inniger Rührung erinnerten sie sich der süssen Augenblicke, die sie in Ximenes Hause zugebracht hatten. Damals fehlte es ihnen an einer gemeinschaftlichen beyden verständlichen Sprache; sie waren gleichsam voneinander abgesondert. Jetzt konnte Gonsalvo in Zaidens Muttersprache alles sagen, alles verstehen. Er wollte sie von seiner Liebe unterhalten, und sagte alles ohne Ordnung, fand nun selbst, daß mans deswegen noch nicht wagen darf, sich zu erklären, wenn man verstanden wird. Doch gestand er Zaiden, während ihres Aufenthalts in Ximenes Hause hätte er mit Vergnügen ihre schönen Augen aufmerksam auf ihn gerichtet gesehn, nur fürchtete er, diese Gunstbezeigung blos auf Rechnung der Aehnlichkeit schreiben zu müssen, die er etwa mit einem Liebhaber haben könnte, welcher glücklich genug sey, ihr Herz zu besitzen. Die junge Afrikanerin räumte ihm ein, sie hätte wirklich Aehnlichkeit gefunden zwischen ihm und einem Gemälde, welches der Prinz Zulema in Händen hätte, und denjenigen vorstellte, mit dem sie ihr Vater verbinden wollte. Sie hätte, setzte sie zärtlich hinzu, öfters gewünscht, Gonsalvo möchte zu ihrem Glücke derjenige seyn, dessen Zügen die Züge dieses Gemäldes gleichten.

Schon längst hatte Zulema seine Tochter dem Prinzen von Fez bestimmt; allein Zaide war in der Religion ihrer Mutter, einer Christin, erzogen worden, und konnte einen Widerwillen haben, mit einem Prinzen von einer andern Religion sich zu vermählen. Zulema glaubte also, der Ausspruch des berühmten Astrologen Albamazar für diese Vermählung würde bey Zaiden von großem Gewichte seyn. Dieser Astrolog sah sie einstmals ein Gemälde im afrikanischen Kostum mit Wohlgefallen betrachten. In der Meynung, es sey das Gemälde des Prinzen von Fez, von dem es wirklich einige Züge darstellte, gab er's Zaiden, als das Portrait desjenigen, der sie glücklich machen sollte; zu gleicher Zeit verbot er ihr auch, ihr Herz einem andern zu geben. Zaide war eben so leichtgläubig als jede Andre ihres Geschlechts in dem, was ihre Liebe betraf, zweifelte nicht im mindesten an der Wahrheit dieser Weissagung, folgte auch glücklich der Vorschrift des Astrologen. Allein dieses Gemälde, in welchem er den Prinzen von Fez zu erkennen wähnte, war Gonsalvo. An dem Tage, da Nugnez-Fernando, Gonsalvons Vater, einen glänzenden Sieg über die Mauren davontrug, war es Zulema'n in die Hände gefallen. Nugnez-Fernando hatte es von einem geschickten Maler malen lassen, der in Afrika gereiset war, und

dem die afrikanische Kleidung so wohl gefiel, daß er sie auf allen seinen Gemälden anbrachte. Dieses konnte den Irrthum des Prinzen Zulema und des Astrologen veranlaßt haben. Ueberdieses hatte der Prinz von Fez eine Schwester von Gonsalvons Vater zur Gemalin gehabt, und man hat noch weniger Ursache sich zu verwundern, daß er und der Prinz einige ähnliche Züge miteinander gemein hatten. Hieraus läßt sich die Unruhe erklären, die Zaide beym Anblick der Aehnlichkeit zwischen Gonsalvon und dem Gemälde, das ihr Schicksal bestimmen sollte, mit Recht empfand. Oefters hatte ihr Herz gewünscht, diese Aehnlichkeit möchte nicht täuschend seyn. Als ihr Zulema selbst gesagt hatte, es sey Gonsalvo's Gemälde, ihr gesagt hatte, daß er diesen Sohn von Nugnez-Fernando als den Gemahl ansehe, den ihr der Himmel bestimmt habe; denn war es ihr ohne Zweifel erlaubt, ihren Empfindungen freyen Lauf zu lassen, und Gonsalvon ihre Liebe zu gestehen. Welch ein Uebermaß von Glück für diesen treuen Liebhaber, in allen dem, was seinen Gram verursacht hatte, Beweise der Zärtlichkeit zu finden! Ihre glückliche Vermählung ward im Pallast des Königs von Leon vollzogen, an einem zahlreichen Hofe, wo sich Maurische Pracht mit spanischer Galanterie vereinigte.

Alamir, Prinz von Tharsus, spielt eine große Rolle in diesem Roman. Er liebt Zaiden mit der heftigsten Liebe; sie zeigt aber stets Abneigung gegen ihn; doch wird seine Liebe mit den stärksten Farben geschildert.

Eine andre Episode von Ximenes, dem Unbekannten, der Gonsalvon so liebreich in seine Einsamkeit aufnahm, scheint eine genauere Anzeige zu verdienen.

Alphons Ximenes, oder, wie er sich in seiner Einsamkeit nennen ließ, Theodorich, stand an dem Navarrischen Hof, wo seine Familie die vornehmsten Aemter bekleidete, in großem Ansehen. Ueberzeugt von der Unbeständigkeit des Frauenzimmers, hatte er den Entschluß gefaßt, gar nicht zu lieben, als ihn sein Vater einstens sagte, Belasire, die Tochter des Grafen von Gucerarre sey am Hof gekommen; sie sey reich und von vornehmen Stande, und er wünschte sie zur Schwiegertochter zu haben. Alphons antwortet: er wünsche dieses vergebens; er sey entschlossen, sich nie zu vermählen. Doch sah er Belasiren, fand sie schön; sprach mit ihr; ihr Karakter, ihre Neigungen stimmten mit den seinigen überein; er bewunderte sie, schätzte sie hoch. Das schöne Mädchen hatte noch nie geliebt, schien auch nicht geneigt zu seyn, jemals

zu

zu lieben. Doch gab sie Alphonsen für allen denen, die nach ihrer Gunst strebten, den Vorzug; blos die Unterhaltung mit ihm hatte einen geheimen Reiz für sie. Bald aber mischte sich die Liebe ins Spiel, und beyde vergaßen ihre Entschlüsse, liebten sich zärtlich. Allein durch einen seltsamen Eigensinn ward Alphons, der von Belasiren öfters die Geschichte ihres Lebens hatte erzählen hören, auf den Grafen von Lara eifersüchtig. Dieser Herr hatte Belasiren vormals geliebt, ohne wiedergeliebt zu werden; lebte auch jetzt nicht mehr; dennoch konnte Alphons, sinnreich sich selbst zu quälen, nicht anders als mit allen Aeusserungen der heftigsten Eifersucht von ihm reden. Gewiß ist der Karakter des eifersüchtigen Alphons, so wie ihn die Verfasserin behandelt hat, eine der schönsten Stellen des Romans. Alphons erzählt seine Geschichte selbst.

„Sie nannte mir alle diejenigen, die sie geliebt hatten; erzählte mir, was sie gethan, um „ihr zu gefallen; sagte mir, eben denen, die sie „am anhaltendsten geliebt hätten, wär sie am wenigsten günstig gewesen; der Graf von Lara, „dessen Zärtlichkeit sich nur mit seinem Tode geendet, hätte ihr niemals gefallen. Ich weiß „nicht, warum das, was sie mir vom Grafen sag-

„te, meine Neugierde mehr reizte, als die Erzäh„lung von allen Uebrigen; diese so langanhalten„de Liebe fiel mir sehr auf; ich bat sie, mir noch „einmal Alles, was zwischen ihnen vorgegangen „wäre, zu sagen; sie that's, und ob sie mir gleich „nichts sagte, was mir hätte mißfallen können, „so fühlte ich doch eine Art von Eifersucht. Hat„te sie keine Zuneigung gegen ihn verrathen, so „hatte sie ihm dennoch, schien es mir, sehr viel „Hochachtung gezeigt. Ich fiel auf den Ver„dacht, daß sie mir nicht alle Empfindungen ent„deckte, die sie für ihn gehegt; doch wollt' ich „ihr nicht merken lassen, was ich davon dachte; „ging verdrüßlicher als gewöhnlich von ihr, schlief „wenig, hatte keine Ruhe, bis ich sie den andern „Morgen wieder sah, und mir von ihr eben das „noch einmal erzählen ließ, was sie mir den Tag „zuvor erzählt hatte. Unmöglich hatte sie mir „sogleich aufs erstemal alle einzelne Umstände ei„ner Liebe, die viele Jahre gedauert hatte, er„zählt; sie sagte mir Sachen, die ich noch nicht „von ihr gehört hatte; ich glaubte, sie hätte sie „mir verbergen wollen, that ihr tausend Fra„gen, bat sie auf den Knieen, mir aufrichtig „zu antworten; wenn aber ihre Antwort so „ausfiel, wie ich's wünschte, dann bildete ich „mir ein, sie redete nur so wie ich es gern „haben wollte; sagte sie mir etwas nur einiger„maßen

„maßen Schmeichelhaftes für den Grafen, so „hatte sie mir, dünkte mich, noch weit mehr „verhehlt; kurz die Eifersucht mit allen ihren „Quaalen wüthete in meiner Seele. Ich ließ „ihr keine Ruhe; konnte ihr die gewohnte „Zärtlichkeit nicht mehr zeigen; war nicht im „Stande, mit ihr vom Grafen zu reden. Ent„setzlich war's für mich, sie an ihn zu erinnern, „und an alles das, was er für sie gethan hat„te. Ich beschloß, ihr nichts mehr von ihm „zu sagen, aber immer hatte ich vergessen, mir „einen gewissen Umstand von ihr aufklären zu „lassen, und so oft ich von der Sache anfing, „verlor ich mich in ein Labyrinth, aus dem ich „mich nicht herauswickeln konnte; von dem „Grafen zu reden, oder nicht von ihm zu re„den, war für mich gleich entsetzlich.

„Ganze Nächte brachte ich schlaflos zu. Be„lasire schien mir nicht mehr die Nämliche zu „seyn. — Wie! sagte ich zu mir selbst; der „Gedanke: Belasire hat noch nie geliebt, noch „nie für jemand etwas gefühlt, war für mich „der süßeste Gedanke, und doch kann sie, nach „dem, was sie mir gesagt hat, dem Grafen „nicht abgeneigt gewesen seyn. Sie hat ihm „zuviel Achtung, zuviel Höflichkeit gezeigt; hätte „sie ihn nicht geliebt, er würde sich dadurch

„bey ihr verhaßt gemacht haben, daß er sie „selbst und durch ihre Aeltern so anhaltend mit „seiner Liebe verfolgte. Nein, Belasire, Sie „haben mich getäuscht; Sie waren das nicht, „wofür ich Sie hielt; als ein Mädchen, das „noch nie geliebt, betete ich Sie an; hierauf „gründete sich meine Liebe; so ist es aber nicht; „mit Recht nehme ich meine Liebe für Sie zu„rück. Aber, wenn Sie mir die Wahrheit „sagt, wie ungerecht bin ich nicht gegen sie? „wie grausam gegen mich selbst, indem ich mir „das Glück raube, von ihr geliebt zu seyn?

„Noch einmal beschloß ich, mit Belasiren zu „reden; jetzt, dünkte mich, würd' ich ihr bes„ser sagen können, was mich bekümmerte, wür„de sie mir alles so aufklären, daß mir kein „Verdacht mehr übrig bliebe. Ich that's, re„dete mit ihr, aber es war wieder nicht das „letztemal; den Tag darauf fing ich wieder die „Unterredung mit eben der Hitze wie gestern „an. Mit bewundernswürdiger Geduld und „Sanftmuth hatte Belasire bisher meinen Arg„wohn ertragen, und sich bemüht, ihn zu zer„streuen; jetzt aber war sie einer so heftigen „und dabey so ungegründeten Eifersucht endlich „müde.

„Alphons,

„Alphons, sagte sie eines Tages zu mir, „ich sehe wohl, die Grille, der Sie sich über„lassen, wird alle Ihre Zärtlichkeit gegen mich „untergraben; aber, wissen Sie, auch meine „Liebe gegen Sie wird sie zuletzt untergraben. „Bedenken Sie, ich beschwöre Sie darum, be„denken Sie, weswegen Sie mich, weswegen „Sie sich selbst martern; wegen eines todten „Mannes, von dem Sie nicht glauben können, „daß ich ihn liebte, weil ich ihn nicht geheyra„thet habe; meine Freunde wünschten diese Ver„bindung, nichts stand ihr im Wege, aber ich „liebte ihn nicht.“ — „Es ist wahr, Madam, „ich bin auf einen Todten eifersüchtig, und eben „das ist schrecklich für mich. Lebte der Graf von „Lara noch, dann schlöß ich von eurem Betragen, „wenn ihr beysammen wäret, auf euer Betragen „in vorigen Zeiten; was Sie für mich thun, „würde mich überzeugen, daß Sie ihn nicht lieb„ten. Durch meine Vermählung mit Ihnen „hätte ich das Vergnügen, ihm alle Hofnung, „die Sie ihm etwa gemacht hätten, zu entzie„hen; aber er ist tod, und vielleicht in der „Ueberzeugung gestorben, daß Sie ihn, hätte er „länger gelebt, noch geliebt haben würden. „Ach! Madame, ich kann nicht glücklich seyn, „so lang ich denke, daß ein andrer als ich, sich „schmeicheln konnte, von Ihnen geliebt zu wer-

„den.“ — „Aber, Alphons, noch einmal, wenn „ich ihn geliebt hätte, warum sollte ich ihn „nicht geheyrathet haben?“ — „Weil Sie ihn „nicht genug liebten, und weil Ihr Widerwillen „gegen die Ehe durch eine mittelmäßige Zunei„gung nicht besiegt werden konnte. Ich weiß, „daß Sie mich mehr lieben, als Sie den Gra„fen liebten; so klein aber sein Antheil an Ih„rer Zärtlichkeit auch seyn mag, so zerstört er „doch mein ganzes Glück. Ich bin nicht mehr „der Einige, der Ihnen gefiel; nicht mehr der „Erste, der Sie die Liebe lehrte; Ihr Herz „öfnete sich andern Empfindungen, die nicht „ich Ihnen einflößte. Das ist nicht mehr, „Madame, was mich zum glücklichsten Mann „auf der Welt machte; Sie haben für mich „nicht mehr den Werth, den Sie vormals hat„ten.“ — „Aber, Alphons, wie konnten Sie „mit denen, die Sie liebten, in Ruhe leben? „Ich möchte wohl wissen, ob Sie bey ihnen „ein Herz, das nie Liebe empfand, gefunden ha„ben?“ — „Ich suchte es nie bey ihnen, und „hatte auch nie gehoft, es da zu finden. Ich „hatte sie gar nicht für solche Personen ange„sehen, die fähig wären, mich ausschließlich „vor allen andern zu lieben, und begnügte „mich mit der Vorstellung, daß Sie mich weit „mehr als alle Ihre vormaligen Liebhaber lieb-

„ten.

„ten. Mit Ihnen aber, Madame, ist es et-
„was ganz anders. Sie betrachtete ich immer
„als eine Person über die Liebe erhaben, die
„sie ohne mich nie würde gekannt haben, war
„stolz, war glücklich, daß ich eine so außeror-
„dentliche Eroberung gemacht hatte. Ich be-
„schwöre Sie, lassen Sie mich nicht in dieser
„Ungewißheit; haben Sie mir etwas in Ab-
„sicht auf den Grafen von Lara verhehlt, so
„gestehen Sie mir's; vielleicht trösten mich Ihr
„offenes Geständniß und Ihre Aufrichtigkeit
„wegen dessen, was Sie mir sagen werden;
„benehmen Sie mir meinen Argwohn; lassen
„Sie mich nicht länger Ihnen einen grössern
„Werth beylegen, als ich darf, oder Sie gerin-
„ger schätzen, als Sie verdienen." — „Hätten
„Sie nicht den Verstand verloren, so würden
„Sie sehen, daß ich Sie niemals überzeugen
„werde, weil ich Sie bis jetzt nicht habe über-
„zeugen können. Wenn ich aber etwas zu dem,
„was ich schon so oft sagte, hinzusetzen könnte,
„so würd' es doch nur ein ohnfehlbarer Beweis
„seyn, daß ich niemals einige Liebe gegen den
„Grafen gefühlt habe, und ich würde es Ih-
„nen noch einmal, wie jezt versichern. Hätte
„ich ihn geliebt, warum sollt' ich es leugnen?
„ich würd' es für ein Vergehen halten, Em-
„pfindungen der Zärtlichkeit für einen Verstor-
„benen,

„benen, der ihrer würdig gewesen wäre, zu entsa„gen; also seyn Sie versichert, Alphons, daß ich „keine Empfindung im Herzen nähre, die Ihnen „mißfallen könnte.“ — „Ueberzeugen Sie mich „also davon, Madame, sagen Sie mir's tausend„mal nacheinander, schreiben Sie mir's; schenken „Sie mir wieder die Wollust, Sie lieben zu dür„fen; vornämlich vergeben Sie mir's, daß ich „Sie so peinige. Ich leide mehr dabey, als Sie, „und glauben Sie mir, ließ sich die Befreyung „von dem Zustand, in dem ich mich befinde, durch „Etwas erkaufen, ich erkaufte sie, sollt' es auch „mein Leben kosten.“

„Diese letzten Worte machten Eindruck auf „Belasiren; sie sah wohl, daß ich würklich nicht „Herr über meine Empfindungen war; sie ver„sprach mir alles aufzuschreiben, was sie von dem „Grafen gedacht, was sie für ihn gethan hätte. „Zwar waren es Sachen, die sie mir schon tau„sendmal gesagt hatte; aber ich konnte doch das „Vergnügen erwarten, sie von ihrer Hand ge„schrieben zu sehen. Den folgenden Tag schickte „sie mir das Versprochene; es enthielt eine sehr „umständliche Erzählung von des Grafen Bemü„hungen, ihr zu gefallen, von dem, was sie ge„than, um ihn von seiner Leidenschaft zu heilen, „nebst vielen Gründen, die mich von der Wahr-

„heit

„heit ihres Angebens überzeugen konnten. Die „Erzählung war in allem so eingerichtet, daß sie „meine Grille hätte zerstreuen können; sie that „aber eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Ich „ward unwillig auf mich, daß ich Belasiren genöthiget hatte, dem Andenken des Grafen so viel „Zeit zu widmen; die Stellen ihrer Erzählung, „wo sie sich auf einzelne Umstände einließ, waren „mir unerträglich; ich fand, daß ihr ihr Gedächtniß in Absicht auf die Handlungen eines „Mannes, der ihr doch gleichgültig gewesen seyn „sollte, sehr getreu wäre; über andere Punkte „war sie leicht dahingeschlüpft, diese mußten Sachen betreffen, die sie mir zu entdecken nicht „gewagt hatte; aus allem sog ich Gift, kam „zu Belasiren zorniger, verzweiflungsvoller als „jemals. Sie wußte, daß ich Ursache genug „hatte, zufrieden zu seyn, fand sich durch meine „Ungerechtigkeit beleidigt, gab mir's mit mehrerer Wärme, als sie noch gethan hatte, zu „erkennen. Ich entschuldigte mich, so zornig „ich auch war, nach Vermögen; ich sah wohl „ein, daß ich Unrecht hatte, aber es stand nicht „in meinen Kräften, vernünftig zu seyn. Meine allzugroße Delikatesse in Absicht auf ihre „Empfindungen gegen den Grafen wär nichts „anders, als ein Beweis meiner Hochachtung „und Liebe gegen sie; ihr Herz hätte einen so

„unbe-

„unbeschränkten Werth für mich, ich befürchtete „so sehr, einem andern möchte auch nur der geringste Theil desselben angehören; kurz ich sagte ihr „alles, was ich nur zur Entschuldigung meiner „Eifersucht ausdenken konnte. Belasire billigte „meine Gründe nicht; was ich ihr gesagt hätte, „antwortete sie mir, könnte allenfalls einen leichten Kummer verursachen; aber ein so hartnäckiger Eigensinn könne aus nichts anders, als aus „übler unordentlicher Laune entstehen; sie fürchtete sich vor mir für ihr ganzes künftiges Leben; „wenn ich so fortführe, so müßte sie endlich ihre „Gesinnungen auch ändern. Diese Drohungen „machten mich zittern; ich warf mich ihr zu „Füssen; betheuerte ihr, ich wolle ihr nichts „mehr von meinem Kummer klagen. Ich glaubte auch wirklich Herr darüber zu seyn, aber ich „war's nur wenige Tage. Ich fieng bald wieder „an, sie zu plagen; bat sie wieder um Verzeihung; oft aber ließ ichs ihr merken, ich glaubte noch immer, daß sie den Grafen liebte, und „daß mich dieser Gedanke ewig unglückseelig „machte."

Alphons hatte einen Freund, mit Namen Don Manriquez, dem er das Geheimniß seiner Liebe und seiner Eifersucht anvertraute. Manriquez liebte eine andre, und war also sehr geschickt,

schickt, Alphonsens Vertrauter zu seyn. Bald aber sah er auch diesen kaltsinnig an, und bildete sich ein, er hätte ihm Belasirens Herz geraubt. Diese schöne Person glaubte ihren Liebhaber von seiner Eifersucht über den Grafen von Lara ein wenig geheilt zu haben. Wie schmerzhaft mußte es ihr seyn, zu sehen, daß Manriquez ein neuer Gegenstand der Eifersucht für ihn war! Alles wendete sie an, um Alphonsen seinen Irrthum zu benehmen, aber umsonst. Endlich sagte sie ihm, sie wolle ihn nicht mehr sehen, und läßt ihn jederzeit vor ihrer Thüre abweisen. Nicht lange, so bereut Alphons seine thörichten Einbildungen, sucht Belasirens Liebe wieder zu gewinnen, durchseufzet ganze Nächte unter ihrem Fenster. Immer noch war er eifersüchtig. Einstens in der Nacht will er nach Hause gehen; hört ein Geräusch; hält, den Degen in der Hand, jemanden auf, der sich zu verbergen scheint; Don Manriquez ist es; wüthend geht er auf ihn los, und ersticht ihn. Sterbend sagt ihm noch sein Freund, bles der Zufall habe ihn vor Belasirens Hause vorbeygeführt; er sey gänzlich unschuldig an dem, was Alphons argwohne. Das Gerücht von dieser Ermordung verbreitet sich am Hof. Voll des lebhaftesten Schmerzens, ihre Ehre durch Alphonsens hartnäckige Eifersucht übler Nachrede ausgesetzt zu sehen, schreibt ihm Belasire;

sagt

sagt ihm, sie habe nie jemanden anders als ihn geliebt; sie müsse aber nothwendig unglücklich seyn, wenn sie dieser Liebe länger Gehör gebe; sie wolle also der Welt entsagen; er werde sie nicht wieder sehen. Der Ueberbringer dieses Briefes sagt Alphonsen, sie sey in ein Kloster gegangen. Er fliegt dahin mit ihrem Vater; aber nichts kann sie von ihrem Entschluß zurückbringen. Nach Verlauf des Probejahres nimmt sie den Schleyer. Alphons flieht verzweiflungsvoll aus seinem Vaterland in die Einsamkeit, um da sein Unglück und seine Thorheit zu beweinen.

Die Verfasserin des Romans scheint die beyden Unglücklichen, Alphons und Gonsalvon, nebeneinander gestellt zu haben, damit der Leser das Vergnügen haben möchte, ihre Situationen miteinander zu vergleichen, und das moralische Problem, welches den Vorwurf der obenangeführten Unterredung ausmacht, selbsten aufzulösen. Sie sucht auch die Aufmerksamkeit des Lesers dadurch zu reizen, daß sie verschiedene Fragen, die sich auf die Liebe beziehen, aus dem Zusammenhange der Begebenheiten aufwirft, und die Beantwortung derselben in die Erzählung selbst, die jede Person von ihrer Liebe macht, verwebt. Von dieser Art ist z. E. die Frage, welche Liebe heftiger

sey,

sey, diejenige, die plötzlich aufwallt, oder diejenige, welche sich langsam ins Herz einschleicht. Das erstere scheint sie durch Gonsalvons Geschichte selbst beweisen zu wollen. Diese Stelle ist aber zu lang, als daß wir diesen ohnehin weitläuftigen Auszug dadurch vergrössern sollten.

2.

Die Prinzeßin von Cleves.

Dieser Roman der Gräfin de la Fayette machte viel Aufsehen, als er herauskam; der falsche Geschmack, welcher damals noch herrschte, fand sehr viel daran zu tadeln, vornämlich aber mißfiel die ädle Simplizität des Werks allgemein. Man vermißte darinnen jene wunderbar ineinander verwebte Begebenheiten, jene ewiglange Unterredungen, jene frostige Details, die man in den Scuderyschen Romanen bisher bewundert hatte. Es erschien dagegen eine Brochüre, die eben so boshaft als spitzfündig war, und man las sie mit

der größten Begierde. Der Roman litt darunter, und vielleicht reute es der Gräfin eine Zeitlang, ihr Meisterstück geschrieben zu haben. Durchgehens wurde der P. Bouhours für den Verfasser der Brochüre gehalten, nur Wenige schrieben sie dem Herrn Troußet de Valincour zu, nachherigem Mitglied der französischen Akademie, der damals noch sehr jung war; sie rührte auch würklich von ihm her. Barbier Daucour, ein Gegner von Bouhours, mit dem er auch schon mehrmals angebunden hatte, glaubte, so wie der größte Haufen, die Kritik des Romans sey von ihm, und beantwortete sie, vielleicht mehr in der Absicht, seinem Antagonisten zu schaden, als die Gräfin zu vertheidigen, ohne die mindeste Schonung und Bescheidenheit. Beyde Schriften wurden damals von dem Publikum, so zu sagen, verschlungen; jetzt sind sie vergessen, und die Prinzeßin von Cleves hat sich, trotz aller schiefen Beurtheilungen, erhalten.

Den Namen nach scheint dieser Roman historisch zu seyn; er ist aber in Absicht auf die Begebenheiten selbst, ganz ein Werk der Einbildungskraft. Nur Einen Beweis hievon. Der Prinz von Cleves, der am Hofe Heinrichs des zweyten lebte, (zu der Zeit, in welche Madame de la Fayette jene Begebenheiten verlegt,) hat

sich

sich nie mit Mademoiselle de Chartres vermählt, ist auch nicht an einer Krankheit gestorben, sondern im Treffen bey Dreux 1561 geblieben, ohne Erben zu hinterlassen, worauf das Herzogthum Nevers an seine Schwester, die an einen Prinzen von Gonzaga verheyrathet war, gefallen ist. Heinrich der zweyte war galant, und nach seinem Beyspiele war's auch sein Hof. Man sah da viele Damen und Herren von ungewöhnlicher Schönheit. Unter jenen glänzten Maria Stuart, Königin von Schottland, die sich mit dem Dauphin Franz vermählt hatte, und gemeiniglich la Reine-Dauphine genennt wurde, und Madame Elisabeth von Frankreich, nachherige Königin von Spanien; unter diesen zeichneten sich besonders aus der Herzog und der Ritter von Guise, der Prinz von Cleves, und der Vidame von Chartres; doch sie alle übertraf in jeder Rücksicht der Herzog von Nemours. „Dieser Prinz war „ein Meisterstück der Natur. Darinnen, daß er „der schönste, wohlgebildeste Mann auf der Welt „war, bestand sein geringster Vorzug; was ihn „aber über alle andere erhob, war sein Muth, „und eine gewisse Anmuth in seinen Gesichtszü„gen, in seiner Unterhaltung, und in jeder seiner „Handlungen, die nur ihm eigen war. Er „hatte eine Munterkeit, die sowohl dem Frau„enzimmer, als den Mannspersonen gefiel, eine

„besondere Geschicklichkeit in allen Leibesübungen, „eine Art, sich zu kleiden, in der ihm sogleich „jedermann folgte, ohne ihn nachahmen zu kön„nen, und endlich in seiner ganzen Person einen „gewissen Anstand, welcher machte, daß man, wo „er erschien, nur auf ihn sehen konnte.“

Solche Vorzüge konnten von einem Geschlechte, das gemacht ist, sie zu schätzen, nicht verkannt werden. Auch war er mehrmals geliebt worden; hatte aber niemals im Ernst geliebt. Nicht einmal die Königin Elisabeth von England, die blos wegen dessen, was sie von ihm gehört hatte, ihn zu heyrathen geneigt war, war ihm mehr als gleichgültig; sondern der Ehrgeitz that bey ihm das, was die Liebe nicht vermogte, und er reisete nach Brüssel, um die Unterhandlungen wegen dieser Vermählung zu beschleunigen. Während seiner Abwesenheit erschien Mademoiselle von Chartres, die Heldin des Romans, zum erstenmal am Hofe, und verdunkelte alle andere Schönheiten. Alle ihre Züge waren regelmäßig, ihre Haare blond, ihr Teint blendend weiß; „Anmuth und Reiz waren über ihr Gesicht und „über ihre ganze Person verbreitet.“

Ihre erste Eroberung war der Prinz von Cleves, denn er hatte sie zuerst gesehn. Nicht lange,

lange, so hatte er so viele Nebenbuhler, als sich am Hofe Herren durch Geburt, Schönheit und andere vorzügliche Eigenschaften auszeichneten; allein der Stand der Mademoiselle von Chartres und ihre Tugend ließen keinem unbescheidnen Wunsch Hofnung übrig. Wer sie besitzen wollte, muste ihre Hand erhalten. Der Prinz von Cleves erhielt sie; fand aber bald daß er nicht ganz glücklich war. Er verlangte Liebe, und ward bald inne, daß seine Frau nur Hochachtung für ihn hatte. Zwar hegte sie keine zärtlichere Gesinnungen für einen andern; daran zweifelte er nicht, und das beruhigte ihn; aber es war ihm doch nicht hinreichend.

Noch beschäftigte sich der Herzog von Nemours zu Brüssel mit der Angelegenheit, die seinem Ehrgeiz so sehr schmeichelte. Täglich nahm seine Hofnung zu, und endlich meldete ihm Lignerole, den er nach England geschickt hatte, jetzt sey es Zeit, daß er selbst komme, und durch seine Gegenwart das so gutangefangene Geschäfte zu Ende bringe. Mit allem Entzücken eines jungen ehrgeizigen Mannes, der sich blos durch den Ruf von seinen Vorzügen auf den Thron erhoben sieht, empfing der Herzog diese Nachricht, und eilte nach Paris, theils um den glänzenden Aufzug, in welchem er zu London erscheinen wollte,

te, zu besorgen, theils aus Nothwendigkeit, indem er der Vermählung des Herzogs von Lothringen mit Madame Claude, zweyter Tochter des Königs beywohnen muste.

Er kam den Tag vor der Verlobung an, und gieng sogleich zum König, um demselben von dem bisherigen Erfolg seines Unternehmens Rechenschaft zu geben, und sich seinen Rath und seinen Befehl in Absicht auf das, was er weiter thun sollte, zu erbitten. Von da gieng er zu den Königinnen. Madame von Cleves war nicht da. Sie wuste nicht einmal seine Ankunft. Inzwischen hatte alles das, was ihr zu seinem Vortheil gesagt worden war, und vorzüglich die Schilderung, welche ihr die Königin-Dauphine von ihm gemacht hatte, ihre Neugierde gereizt, und sie fühlte sogar eine gewisse Ungeduld, ihn zu sehen.

Den Tag der Verlobung wandte sie ganz dazu an, sich zu schmücken, damit sie auf dem Ball, welcher den Abend im Louvre seyn sollte, glänzen möchte. Ihre Erwartung ward auch nicht getäuscht, man bewunderte ihre Schönheit und ihren Geschmack. Eben tanzte sie mit dem Ritter von Guise, als an der Saalthüre ein Geräusch entstand, wie's zu entstehen pflegt, wenn jemand, der hereinkömmt, Platz gemacht wird. Itzt hat-

te sie zu tanzen aufgehört, und sah sich nach jemand um, den sie nun auffordern wollte. Der König rief ihr zu: sie sollte den nehmen, der jetzt hereinträte. Sie wandte sich um, und sah einen Mann auf sich zukommen, den sie für niemand anders als den Herzog von Nemours halten konnte. Es war schwer, ihn zum erstenmale ohne Verwunderung zu sehen. Die geringste seiner Bewegungen, die unbedeutendeste seiner Handlungen belebte ein gewisser ädler Anstand, der durch einen geschmackvollen Anzug noch erhoben wurde. Allein eben diese Vorzüge waren in Madame von Cleves vereinigt, und man konnte sie unmöglich ohn' ein angenehmes Erstaunen sehen. Der Herzog von Nemours konnte das seinige nicht verbergen. „Als sie zu tanzen anfingen, entstand „im Saal ein allgemeines Flistern von Lobsprüchen. „Der König und die Königinn erinnerten sich, „daß sie sich zuvor niemals gesehen hatten, und „fanden etwas Sonderbares darinnen, daß sie miteinander tanzten, ohne sich zu kennen. Nach „dem Tanze ließen sie ihnen nicht die Zeit, mit jemand zu reden, sondern ruften sie zu sich, und „fragten sie, ob sie nicht Lust hätten, zu wissen, „wer sie wären, und ob sie's nicht vermutheten? „Ich wenigstens, antwortete der Herzog der Königin, bin gar nicht zweifelhaft; da aber Madame von Cleves nicht eben die Gründe hat, zu

„errathen, wer ich bin, die ich habe, sie zu er„kennen; so wünschte ich, Ew. Maj. möchten die „Gnade haben, ihr meinen Namen zu sagen. Ich „glaube, sagte die Dauphine, sie weiß ihn so „gut, als Sie den ihrigen wissen. Ich versichere „Sie, Madame, versetzte die Prinzeßin von Cle„ves, daß ich nicht so gut rathen kann, als Sie „glauben. Sie rathen ganz recht, sagte hierauf „die Dauphine, und es liegt sogar etwas Schmei„chelhaftes für den Herrn von Nemours darinnen, „daß Sie nicht gestehen wollen, ihn sogleich er„kannt zu haben, ob Sie ihn gleich zuvor niemals „gesehen hatten."

Der König unterbrach diese Unterredung, damit der Tanz fortgesetzt werden möchte. Der Herzog tanzte mit der Königin-Dauphine. Sie war jederzeit in seinen Augen eine der liebenswürdigsten Personen gewesen; jetzt aber konnte er keine andre als Madame von Cleves bewundern. Der Ritter von Guise liebte sie, und ward eifersüchtig. Er glaubte bemerkt zu haben, daß sie bey dem Anblick des Herrn von Nemours nicht gleichgültig gewesen wäre, und konnte sich nicht enthalten, ihr zu sagen: dieser Prinz wär doch sehr glücklich, daß sich seine Bekanntschaft mit ihr durch eine Begebenheit anfinge, die etwas Galantes und Außerordentliches bey sich hätte. Seine Besorg-

niß war auch kein Hirngespinst. Diese erste Zusammenkunft mit dem Herzog hatte einen tiefen Eindruck bey der Prinzeßin von Cleves hinterlassen. Sie erzählte sie ihrer Mutter, nach der Rückkehr vom Ball, und sprach von dem Herrn von Nemours mit so vielen Lobsprüchen, daß Madame von Chartres in dieser Sache gar bald eben so wie der Ritter von Guise dachte.

Den folgenden Tag war die Feyer der Vermählung. Bey dieser Gelegenheit sah die Prinzeßin den Herzog wieder, und entdeckte an ihm neue Vollkommenheiten. Hierauf sah sie ihn bey der Königin-Dauphine, sah ihn mit dem König Ball spielen, sah ihn nach dem Ringel rennen, hörte ihn reden, und bey allen diesen Gelegenheiten schien ihr der Herzog so sehr über alle andre erhaben, in seinen Reden, in seinen Handlungen herrschte so viel Anmuth, daß der erste Eindruck, den er auf ihr Herz gemacht hatte, immer tiefer wurde. Auch er empfand für sie, was er noch für keine empfunden hatte, und die Begierde, ihr zu gefallen, ward für ihn ein Bewegungsgrund, nicht einen seiner Vorzüge zu vernachläßigen. Nicht lange, so war seine Liebe so heftig, daß er ihr alle Verbindungen, die blos Galanterie waren, aufopferte. Inzwischen richtete er sein Betragen so vorsichtig ein, daß nie-

mand am Hofe, den Ritter von Guise ausgenommen, seine Liebe für Madame von Cleves muthmaßete, und daß sie selbst sich hätte irren können, wär' ihr nicht durch ihre eigene Empfindungen mancher kleine Umstand aufgeklärt worden, der dem Scharfsinn so vieler andern entgieng.

Bald gab sie ihm selbst Gelegenheit, den seinigen zu üben. Der Marschall von Saint-André gab dem ganzen Hof einen Ball: Er liebte die Prinzeßin, und hofte, daß er sie darauf sehen würde. Der Herzog von Nemours konnte nicht dabey seyn, weil ihn der König dem Herzog von Ferrara entgegenschickte. Madame von Cleves hingegen sollte die Königin-Dauphine dahin begleiten. Sie war eben bey ihr, als der Prinz von Condé dahinkam; um ihnen von einer besondern Meynung zu sagen, die Herr von Nemours bey dem Könige mit vieler Wärme vertheidigte; er behauptete nämlich, daß in allen Fällen ein Liebhaber Ursach hätte, unzufrieden zu seyn, wenn seine Geliebte auf einem Ball, der nicht in seinem Hause gegeben würde, die allgemeine Bewunderung auf sich zöge. Madame von Cleves errieth sehr wohl, was den Herzog veranlaßte, diesen Satz zu behaupten, und hatte nun keine Lust mehr, auf den Ball zu gehen. Sie erinnerte sich, daß der Marshall ein wenig zu leb-

hafte

hafte Empfindungen für sie hegte, und führte diesen Grund ihrer Mutter an, als diese ihr zuredete, sich jenes Vergnügen nicht zu versagen. Herr von Nemours erfuhr bey seiner Zurückkunft, Madame von Cleves sey nicht auf dem Ball gewesen, aber die wahre Ursache davon war ihm noch unbekannt, bald aber hatte er bey seiner Erklärung über diesen Punkt in Gegenwart der Königin-Dauphine Gelegenheit, sie zu errathen. Madame von Cleves erröthete, war verlegen, und das war für ihn eben so viel, als ein Geständniß ohne alle Zurückhaltung. Madame von Chartres starb, und sterbend zeigte sie ihre Tochter noch die wahre Lage ihres Herzens. Die Prinzeßin zitterte vor der Gefahr, die ihr drohte, und beschloß, den Herrn von Nemours nicht mehr zu sehen; alles aber schien sich mit ihrem Herzen zu vereinigen, um diesen Entschluß zu bestreiten. Sie eilte aufs Land, um sich da ganz ihrem Schmerz zu überlassen. Herr von Nemours, der mit dem Prinzen von Cleves genau bekannt war, besuchte sie da; allein die Prinzeßin war stark genug, um ihn nicht vor sich zu lassen. Einige Tage hernach nöthigte sie ihr Gemahl, wieder nach Paris zurückzukehren. Hier erfährt sie von der Königin-Dauphine, daß Herr von Nemours sich weigert, nach England zu gehen, wo seiner Vermählung mit der Königin fast nichts mehr im Wege stand. Alles sagt ihr,

daß

daß sie allein es ist, welcher er dies Opfer bringt. Welche Prüfung für ihr Herz! Eine besondere Unterredung mit ihm vermehrte noch ihre Unruhe.

Dem Gebrauche nach war sie genöthiget, eine Menge von Kondolenzvisiten anzunehmen. Herr von Nemours nahm die Zeit so gut in Acht, daß er eines Abends ganz zuletzt kam, und sie allein fand. Sie erröthete, als sie ihn hereintreten sah, und ward dadurch noch schöner; er war verlegen, schüchtern, gegen seine Gewohnheit. Das Gespräch fiel anfangs auf die Veranlassung seines Besuchs, und Madame von Cleves, die eine andere Unterredung scheute, sprach sehr lange von dem Verlust, den sie erlitten hatte; wenn auch die Zeit, setzte sie hinzu, die erste Heftigkeit ihres Schmerzens vermindert hätte, so würde doch ein so tiefer Eindruck davon zurückbleiben, daß ihre Laune sich dadurch gänzlich ändern würde. — „Große „Betrübniß, und heftige Leidenschaften, antwor„tete der Herzog, bringen große Veränderungen „darinnen hervor, und was mich betrift, so ken„ne ich mich selbst, seit meiner Zurückkunft aus „Flandern nicht mehr. Viele Leute haben diese „Veränderung bemerkt, und selbst die Dauphine „hat noch gestern mit mir davon gesprochen.“ — — „Es ist wahr, sie hat sie bemerkt, und mich dünkt, „ich habe sie gestern davon sprechen hören.“ — —

„Daß

„Daß sie's bemerkt hat, ist mir eben nicht unange„nehm; aber ich wollte nur, daß sie nicht die „einzige wäre, der diese Veränderung aufgefallen ist. „Es giebt Personen, denen man von dem, was „man für sie fühlt, keine andere Merkmale zu ge„ben wagt, als durch Dinge, die sie gar nicht an„gehen; man getraut sich nicht, ihnen zu zeigen, „daß man sie liebt; aber man möchte doch we„nigstens, daß sie sehen, man wolle sonst von „niemand geliebt werden. Man wünschte, sie „möchten's wissen, daß es keine Schönheit gebe, „von welchem Range sie auch sey, die man nicht „gleichgültig ansehe, und daß man keine Krone auf „der Welt erkaufen wolle, wenn ewige Entfernung „von ihnen der Preis davon seyn sollte. Gemeinig„lich urtheilt das Frauenzimmer von unserer Liebe „nach unsere Bemühungen, ihm zu gefallen und es „zu suchen, und doch ist dieses keine schwere Sache, „wenn die geliebte Person nur einigermaßen lie„benswürdig ist; aber weit mehr Mühe kostet es, „das Vergnügen, ihnen zu folgen, sich zu versagen, „sie zu vermeiden, und seine Empfindungen vor „jedermann, selbst vor ihnen geheim zu halten, und „welches noch besser eine wahre Liebe beweiset, ganz „das Entgegengesetzte von dem, was man war „zu werden, und weder Ehrgeiz noch Vergnügungen „mehr zu kennen, nachdem man sein ganzes Leben „hindurch mit beyden beschäftiget gewesen war.“

Ma-

Madame von Cleves verstand vollkommen, worauf das Alles zielte; nur wuste sie nicht, ob sie sich's merken lassen, und, hauptsächlich, ob sie darauf antworten sollte. Sie war verlegen, ohne deswegen unwillig zu seyn. Endlich kam ihr Gemahl, und so hörte diese Unterredung, ihre Verlegenheit und der Besuch des Herzogs auf. Alles aber, was er ihr gesagt hatte, blieb tief in ihr Gedächtniß gegraben; sie fand darinnen Stoff zu neuen Betrachtungen, und das Resultat dieser abermaligen Untersuchung fiel wieder dahin aus, daß sie ihn in ganzem Ernste liebte. Dieß bestärkte sie in dem Vorsatz, seine Gegenwart zu vermeiden, und sie fieng an, sehr eingezogen zu leben, wozu ihr auch die Trauer wegen ihrer Mutter zu einem guten Vorwand diente.

Die schimmerndesten Assembleen gefielen jetzt dem Herzog von Nemours nicht mehr, seitdem Madame von Cleves sie zu besuchen aufgehört hatte, und um sich ohne Affektation denselben entziehen zu können, stellte er sich, als fände er einen ganz besondern Geschmack an der Jagd. Inzwischen ward Herr von Cleves krank, und seine Gemahlin kam nicht von seiner Seite. Herr von Nemours erkundigte sich zuerst und am fleißigsten nach seinem Befinden. Jetzt mußte Madame von Cleves den Mann sehen, dem sie aus dem

Wege

Wege gehen wollte. Indessen faßte sie nach einigen Tagen den Muth, unter einem allgemeinen Vorwand, jedesmal, wenn er kam, auszugehen; allein weder diese Vorsicht, noch alle andre, welche ihr die Klugheit in der Folge eingab, konnten eine Leidenschaft, die schon so stark geworden war, überwinden. Sie floh ihn, aber in ihr Herz war sein Bild zu tief eingegraben. Dieses Herz verrieth sie bey jeder Gelegenheit. Nicht lange, so erfuhr dieser Liebhaber, den sie nicht mehr sehen wollte, und den sie doch immer mit Vergnügen wiedersah, daß er zärtlich geliebt würde. Er vermuthete es schon aus der Nachsicht, mit der sie ihn, ohne ihm etwas darüber zu sagen, ihr Gemälde nehmen ließ, aus dem Antheil, aus dem Schrecken, das sie nicht genug verbergen konnte, als er einsmals verwundet war, und aus andern geringern Umständen, deren Bedeutung einem Liebhaber nicht dunkel bleibt. Madame von Cleves kannte nun selbst ihre Empfindungen, und erschrack so sehr darüber, daß sie am Hof und in der Hauptstadt sich nicht mehr für sicher hielt.

Nächstens sollte die Vermählung der Prinzeßin Elisabeth mit dem König von Spanien Philipp dem Zweyten vollzogen werden; man veranstaltete dazu Feyerlichkeiten von jeder Art; wer nur Zutritt am Hof hatte, sollte dabey seyn;

Ma-

Madame von Cleves würde bey dieser Gelegenheit sich sehr zu ihrem Vortheil gezeigt haben, aber sie entschloß sich noch einmal, aufs Land zu gehen. Ihr Gemahl setzte sich sehr dagegen, ließ sich's aber endlich doch gefallen. Sie begab sich also nach Colomiers, wo sie ein prächtiges Landhaus hatten, und Herr von Cleves begleitete den König auf einige Tage nach Compiegne. Auch Herr von Nemours war mit auf dieser Reise, nach seiner Rückkunft aber suchte er Colomiers näher zu kommen. Seine Schwester, die Herzogin von Mercoeur, hatte ein Landhaus nicht weit von dem entlegen, wohin sich Madame von Cleves geflüchtet hatte, und er begab sich mit seinem Freund, dem Vidame von Chartres, dahin. Es ward eine Hirschjagd angestellt, und Herr von Nemours verirrte sich im Walde. Er fragte nach dem Wege, und erfuhr, daß er nahe bey Colomiers wäre. Sofort ging er darauf zu, ohne eigentlich selbst zu wissen, in welcher Absicht. Am Ende einer Allee im Walde sah er einen Pavillon, der einen großen Saal in sich faßte; an diesen stießen zwey Kabinette; aus dem einen derselben konnte man einen Blumengarten, der vom Walde nur durch Palisaden abgesondert war, übersehen; aus dem andern hatte man die Aussicht auf eine große Allee des Parks. Er geht

in

in den Pavillon hinein, und fing eben an, ihn genauer zu betrachten, als er Herrn und Madame von Cleves, von einer Menge Bedienten begleitet, die Allee heraufkommen sah. Er erstaunte, jenen hier zu sehen, denn er hatte geglaubt, er sey am Hofe; doch hielt ers nicht für rathsam, sich sehen zu lassen, und wischte in das Kabinett am Blumengarten hinein. Aus diesem wollte er durch eine Thüre nach dem Walde zu, welche offen war, hinausschlüpfen; da sich aber beyde im Saal niedergesetzt hatten, die Bedienten auch im Park blieben, und in das Kabinett, wo er war, nicht anders als durch den Saal zu kommen vermochten, so konnte er sich des Vergnügens, seine Geliebte länger anzuschauen, nicht berauben, noch seine Neugierde unterdrücken, ihre Unterredung mit einem Gemahl, von dem er mehr als von allen seinen andern Nebenbuhlern befürchtete, mit anzuhören.

Herr von Cleves drang sehr ernstlich in sie, nach Paris zurückzukehren; eben so eifrig suchte sie's von sich abzulehnen. — — „Sie „finden seit einiger Zeit einen Geschmack an „der Einsamkeit, über den ich erstaune, aber „auch zugleich mich betrübe, weil er uns von„einander trennt. Sie scheinen mir sogar trau-

„riger als gewöhnlich zu seyn, und ich fürchte, „Sie haben einige Ursache, sich zu grämen.“ — — „Ich wüßte nichts, das mich ver„drießlich machte, antwortete sie verlegen; aber „am Hofe ist ein solches Geräusch, und bey Ih„nen ist immer so große Gesellschaft, daß Geist „und Körper nothwendig zuletzt ermüden, und „man endlich Ruhe suchen muß.“ — — „Die Ruhe schickt sich wenig für eine Person „von Ihrem Alter. Sowohl in Ihrem Hau„se als bey Hofe leben Sie auf eine Art, die „Sie nicht ermüden kann, und eher sollt’ ich „beynahe fürchten, daß Sie ohne mich zu le„ben wünschten.“ — — „Sie thäten mir „sehr unrecht, versetzte sie mit immer zunehmen„der Verlegenheit, wenn Sie das dächten; aber „ich bitte Sie, lassen Sie mich hier. Könn„ten Sie auch da bleiben, so wär mir’s sehr „angenehm, nur müßten Sie’s allein seyn, und „nicht immer jenen zahllosen Schwarm von „Leuten, der Sie fast niemals verläßt, um sich „haben.“ — — „Ha! Madame, ich sehe „wohl aus Ihren Worten, aus Ihrem ganzen „Betragen, daß Sie Gründe haben, zu wün„schen, allein zu seyn, Gründe, die ich nicht „weiß, und ich beschwöre Sie, mir solche zu „sagen.“ Lange bat er sie darum, ohne es von ihr zu erhalten; immer weigerte sie sich, es

zu

zu thun, aber auf eine Art, die seine Neugier-de nur noch mehr reizte. Endlich schwieg sie, mit niedergeschlagenen Augen. Plötzlich sah sie ihn wieder an: „Zwingen Sie mich nicht, Ih-„nen eine Sache zu gestehen, die ich zu beken-„nen nicht Muth genug habe, ob ich's gleich „schon verschiedenemale habe thun wollen. Be-„denke Sie nur, daß es sich nicht mit den „Vorschriften der Klugheit verträgt, wenn ei-„ne Frau von meinem Alter, die Herr über „ihre Aufführung ist, den Verführungen des „Hofes ausgesetzt bleibt.“ — „Was lassen „Sie mich da vermuthen! ich wag' es nicht „zu sagen, aus Furcht, daß ich Sie beleidigen „möchte.“ Madame von Cleves antwortete nichts, und ihr Stillschweigen bestärkte ihren Gemahl in seiner Muthmaßung: — „Sie sa-„gen nichts, und das heißt so viel, daß ich „mich nicht irre.“ — — — „Nun ja, „mein Herr, rief sie, und warf sich ihm zu „Füssen, ich will Ihnen ein Geständniß able-„gen, dergleichen noch nie eine Frau ihrem „Mann abgelegt hat, aber die Unschuld in mei-„nem Betragen und in meinen Gesinnungen „giebt mir die Kraft dazu. Es ist wahr, ich „habe Gründe, mich vom Hofe zu entfernen, „ich will den Gefahren, in denen bisweilen „Personen meines Alters schweben, ausweichen.

„Niemals sind mir Merkmale meiner Schwach-„heit entfahren; auch würde ich nicht fürchten, „dergleichen zu geben, ließen Sie mir die Frey-„heit, mich dem Hofe zu entziehen, oder hätte „ich noch Madame von Chartres, die meine „Aufführung leiten könnte. So gefährlich das „Mittel ist, welches ich wähle, so ergreif' ich „es doch mit Freuden, um mich Ihrer wür-„dig zu erhalten. Tausendmal bitt' ich, ver-„geben Sie mir, wenn ich Empfindungen hege, „die Ihnen mißfallen; wenigstens sollen meine „Handlungen Ihnen niemals mißfällig seyn. „Bedenken Sie, daß, um das zu thun, was „ich thue, man mehr Freundschaft, mehr Ach-„tung für einen Gatten haben muß, als je ei-„ne Frau hatte; leiten Sie mich, bedauern „Sie mich, lieben Sie mich noch, wenn Sie „können."

Den Kopf auf die Hände gestützt, sich kaum bewußt, saß Herr von Cleves, sprachlos, unbeweglich da. Immer noch lag sie vor ihm auf den Knieen. Endlich blickte er auf sie, sah sie ihm zu Füssen, in Thränen, schöner als jemals, hob sie auf, und umarmte sie. „Haben „Sie Mitleid mit sich selbst, ich bin's werth, „und vergeben Sie mir, wenn ich in den ersten „Augenblicken eines Schmerzes, der so heftig wie

„der

„der meinige ist, Ihr Verfahren nicht so, wie ich „sollte, erwiedere. Sie sind in meinen Augen „hochachtungswerther, bewundernswürdiger als je„mals ein Frauenzimmer auf der Welt; aber „ich bin auch der unglückseligste Mann, der je„mals gelebt hat. Ich liebte Sie seit dem er„sten Augenblick, da ich Sie sah; Ihr Besitz „und Ihr Kaltsinn haben meine Liebe nicht ver„tilgen können; sie währet noch; ich habe mir „die Ihrige nicht erwerben können, und jetzt „sah' ich, daß Sie befürchten, einen Andern zu „lieben. Wer ist er, Madame, dieser Glückliche, „der Urheber Ihrer Besorgniß? Seit wenn ge„fällt er Ihnen? Was that er, Ihnen zu „gefallen? Welchen Weg wählte er, um sich in „Ihr Herz einzuschleichen?“ . . . Auf diesem Punkt bestand Herr von Cleves am meisten, und vornemlich suchte er den Namen dieses glücklichen Nebenbuhlers zu erfahren, aber umsonst. „Sie bemühen sich vergebens darum, antwortete „sie ihm; ich bin stark genug, das zu verschwei„gen, was ich verhehlen zu müssen glaube. Mein „Geständniß geschah nicht aus Schwäche, und es „erfordert gewiß mehr Muth, diese Wahrheit zu ge„stehen, als sie nicht entdecken zu wollen.“

Kein Wort dieser seltsamen Unterredung war der Aufmerksamkeit des Herzogs von Nemours

entgangen, und alles, was Madame von Cleves gesagt hatte, reizte auch seine Neugierde und seine Eifersucht. Er fürchtete, er möchte nicht derjenige Liebhaber seyn, gegen den sie so viele Vorsicht brauchte; und hätte gewünscht, daß sie ihn nennte, sollte sie auch ihn selbsten nennen.

Die Unterredung ward durch einen Kavalier unterbrochen, der dem Prinzen von Cleves den Befehl vom König brachte, sich den Abend in Paris einzufinden. Den Augenblick machte er sich zur Abreise fertig, ohne seiner Frau weiter etwas zu sagen; nur bat er sie aufs dringendste, ihr morgen dahin zu folgen, und zu glauben, daß er zwar äusserst betrübt wäre, aber doch so viel Zärtlichkeit und so viel Achtung für sie hätte, daß sie damit zufrieden seyn könnte.

Nach seiner Abreise dachte Madame von Cleves nach über das, was sie gethan hatte, und erschrack so darüber, daß sie kaum glauben konnte, alles das sey wirklich so vorgegangen. Sie fragte sich selbst, warum sie diesen gefährlichen Schritt gewagt hätte, und fand, daß er beynahe mehr ein Werk des Zufalls, als eines bestimmten Vorsatzes sey. Ein solches Geständniß war ohne Beyspiel; das sah sie wohl ein, und schauerte destomehr vor der Gefahr, die damit

ver-

verbunden war. Doch beruhigte sie sich wieder durch die Vorstellung, daß dieses das einzige Mittel sey, sich gegen den Herrn von Nemours in Sicherheit zu setzen, und nunmehr glaubte sie, nicht zuviel gewagt zu haben.

Inzwischen hatte der Herzog das Kabinet verlassen, und war tief in den Wald hineingegangen. Hier überfiel ihn die Nacht, und er kam erst mit Anbruch des Tages zu seiner Schwester, wo er seine lange Abwesenheit so gut als möglich zu bemänteln suchte. Den nämlichen Tag kehrte er mit Herrn von Chartres nach Paris zurück.

Noch zu voll von allen dem, was er gehört hatte, konnt' er sich nicht enthalten, seinem Freunde etwas davon zu entdecken, und erzählte ihm die Begebenheit als eine Sache, die man ihm von einem Dritten erzählt hätte. Herr von Chartres fand die Anekdote neu und sonderbar, und sagte sie im Vertrauen der Madame von Martigues, die er liebte, mit dem Zusatz, er vermuthete, daß der Herzog von Nemours jener Liebhaber sey, den man zu lieben zu sehr befürchtete; Madame von Martigues sagte der Königin Dauphine davon. Diese sprach mit dem Herzoge von Nemours und Madame von Cleves von dieser

Geschichte in Gegenwart der letztern, welche in dem Gedanken stand, daß niemand ihre Unterredung mit ihrem Gemahl angehört hätte, und also nichts glauben konnte, als dieser müßte selbst davon gesprochen haben. Sie beklagte sich deswegen gegen ihn, fand aber bald, daß sie sich geirrt hatte. Ungewiß, was sie eigentlich hievon denken sollte, beschloß sie, den Herzog mit einem Kaltsinn zu begegnen, der für die neugierigsten Beobachter und für ihn selbst ein Beweis seyn müßte, daß ihn jene Begebenheit gar nicht angienge. Das war der Nutzen, den der Herzog von Nemours von seiner Schwatzhaftigkeit hatte; er schien aber dabey so gelassen, so ehrerbietig zu seyn, daß sie ihn nach und nach für weniger strafbar hielt; er zeigte sich mit so vieler Geschicklichkeit, Anmuth und Glück bey dem berühmten Thurnier, das wegen der Vermählung der Prinzeßin Elisabeth gegeben wurde. . . Täglich erhielt er einen höhern Werth in den Augen der Prinzeßin von Cleves. Man weiß, daß jenes Thurnier dem König Heinrich das Leben kostete. Bald hernach reisete sein Nachfolger zur Salbung nach Rheims. Madame von Cleves, die ihre Betrachtungen allemal auf Bedenklichkeiten führten, hielt es nicht für gut, mit dahinzureisen, sondern schützte eine Unpäßlichkeit vor. Sehr viele besuchten sie den

Abend

Abend vorher, und der Herzog versäumte eine Gelegenheit nicht, bey welcher er den Wohlstand auf seiner Seite hatte. Zu gleicher Zeit sucht' ers so einzurichten, daß er zuletzt zu ihr käme, welches ihm auch glückte. Indem er in den Hof hineintrat, begegneten ihm Madame von Nevers, und Madame von Martigues, die von ihr herauskamen, und ihm sagten, daß sie sie allein gelassen hätten. Er war unruhig, und sie war's gewiß nicht weniger, als man ihn bey ihr meldete. Alle das Bedenkliche eines solchen Tete-a-Tete, die Furcht, der Herzog von Nemours möchte ihr jetzt geradezu sagen, was er ihr schon nur zu deutlich zu verstehen gegeben hatte, die Besorgniß, sie möchte ihm zu günstig antworten, die Unruhe, die dieser Besuch ihrem Manne verursachen könnte, die Mühe, die es ihr machen würde, ihm davon Rechenschaft zu geben, oder ihm denselben zu verheelen, das Alles schwebte ihr auf einmal vor Augen, und sie wußte sich nicht anders zu helfen als dadurch, was sie vielleicht am wenigsten wünschte, daß sie nämlich seinen Besuch ganz abwies. Sie ließ ihm also sagen, sie wär' nicht allzuwohl, und es thät ihr leid, daß sie die Ehre seines Besuchs verbitten müßte. Den Schmerz des Herzogs darüber kann man sich leichtlich vorstellen; er konnte sie nicht sehen, und deswe-

gen nicht sehen, weil sie selbst es ihm abgeschlagen hatte, und reisete den folgenden Tag ab. Indessen war Madame von Cleves um nichts ruhiger als er. Sie hatte, dünkte sie, einen Fehler dadurch begangen, daß sie ihn nicht vor sich gelassen hatte; er konnte manches zu seinem Vortheil daraus schließen; gern hätte sie ihn zurückrufen lassen, wenn sie getraut hätte, oder vielmehr wenn es noch Zeit gewesen wäre.

(Der Beschluß im sechsten Bande.)

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

I. Ritter-Romane.

Ogier von Dännemark. 5.

II. Volks-Romane.

Vacat.

III. Deutsche Romane.

Historien vnnd Geschicht, Camillo und Emilie, von jrer beyder hertzlicher brünstiger Liebe, damit eines gegen das ander ist entzündet gewest, vnd was sich in solcher Lieb zwischen jnen begeben vnd zugetragen. 89.

IV. Ro-

Seite

IV. Romane der Ausländer.

Novellen des Antonia Francisco Grazzini, genannt Casca. 111.

V. Episoden und kleine Geschichten.

Beschluß des Teufel Amors. 165.

VI. Religions-Romane. (Fortsetzung.)

Die Edda. 215.

Romane der La Fayette: Nachtrag zu der Rubrik der ausländischen Romane.

1. Zaide. 261.

2. Die Prinzeßin von Cleves. 289.

Neue Verlagsbücher
von der Leipziger Jubilate-Messe 1780.

Betrachtungen, freimüthige, über das Christenthum, gr. 8. 1 Rthlr.

Bibliothek der Romane, 5ter Band, 8. 18 gr.

Danowius, G. Beitrag zur Statik, mit Kupfern, gr. 8. 6 gr.

Fontenelle, Bernh. Dialogen über die Mehrheit der Welten. Mit Anmerk. und Kupfertafeln von J. El. Bode, 8. 1 Rthlr.

Gespräche, philosophische, 2 Bände, 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Hermes, Joh. Aug., Handbuch der Religion, 2 Bände, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage, gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Landschulbibliothek, oder Handbuch für Schullehrer auf dem Lande, 2tes Stück, 8. 6 gr.

Linnaei, Carol., Philoſophia botanica, in qua explicantur fundamenta botanica cum definitionibus partium, exemplis terminorum, obſervationibus rariorum. Adjectis figuris æneis. Edit. ſecunda in gratiam Botanophilorum reviſa & emendata. Curante D. J. G. Gleditſch. 8. maj. 1 Rthl. 8 gr.

Murſinna, Chr. Ludw., Beobachtungen über die Ruhr, nebſt einem Anhange von den Faulfiebern, 8. 8 gr.

Muſikal. Andre', Joh. Lieder und Geſänge fürs Klavier, 2. 3. und 4tes Heft. gr. 4. 1 Rthl. 12 gr.

Rede

Rede des Hrn. Superintendenten V. gehalten bey der Ordination des Herrn K. im Jahre 1779. 8. 3 gr.

Richter, J. G. Versuch einer zweckmäßigen deutschen Rechtschreibung, 8. 3 gr.

Starks, Sam. Fr. Gedächtnißpredigt auf Ihro Königl. Hoheit Frau Louise Amalia, verwittwete Prinzeßin von Preussen. Am 30. Januar 1780 zu Friedeberg gehalten, 8. 2 gr.

---

f.

Bibliothek

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reichard, Heinrich August Ottokar, 1751-1828

Bibliothek der Romane

Bd.: 5.

Riga 1780

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 179 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11277799-4
VD18 80005160-001